

Pierre Bourdieus herrschende Klasse

**Feine Unterschiede
oder
funktionale Differenzen?**

Inhalt

1. Einleitung	1
2. Kapital und Klasse als Größen der Sozialstruktur	2
3. Die herrschenden Klasse	6
3.1 Geschmacksäußerungen	6
3.2 Herrschaftsfraktionen	7
3.3 Gesellschaftsstruktureller Wandel und soziale Mobilität	11
3.4 Herrschaft und Klasse - Forschungsergebnis oder Forschungsdesign?	14
4. Funktionale Differenzierung	18
4.1 Grundlagen systemischer Kommunikation	20
4.2 Wirtschaft und Kunst	23
4.3 Bildung und Kunst	27
5. Zusammenfassung und Ausblick	30
Referenzen	33

1. Einleitung

In den 1960er Jahren erhob der Soziologe Pierre Bourdieu in drei französischen Städten unterschiedlicher Größe - darunter Paris - mittels Fragebögen die Lebensstile der französischen Bevölkerung (vgl. Bourdieu 1987a, S. 784f) und versuchte diesbezügliche Zusammenhänge zur sozialen Position der Betroffenen herzustellen. Der quantitativen Untersuchung, welche zunächst 1963 und später noch einmal in den Jahren 1967/68 durchgeführt wurde, gingen qualitative Verfahren in Form von Interviews und Beobachtungen voraus. Um eine für statistische Analysen ausreichende Anzahl von Personen aus speziellen Berufsgruppen - vornehmlich aus dem Kunst-, Kultur- und Bildungsbereich sowie Führungskräfte - zu erhalten, waren die besagten Personengruppen (im Hinblick auf die tatsächliche Verteilung in der französischen Bevölkerung) überrepräsentiert. Dadurch gewinnen die Unterschiede in den Lebensstilen der den vornehmlich höheren Klassen entstammenden Personen an mehr Schärfe, als dies für die untere Klasse der Fall ist. Bourdieu präsentiert in seiner Arbeit „Die feinen Unterschiede“ (1987) somit insbesondere die Unterschiede der französischen Ober- und Mittelklasse der 1960er Jahre (vgl. ebd., S. 785f) und verdeutlicht anhand von ihnen die Grunddimensionen für die unterschiedlichen Ausprägungen von Lebensweisen¹.

Der Fragebogen enthält (neben der Bitte um grundlegende demographische Angaben) insbesondere Fragen zur Wohnungseinrichtung, zum Kleidungsstil, zu privaten Interessen sowie zum kulinarischen, zum Musik-, Film-, Malerei- und Literaturgeschmack (vgl. ebd., S. 800-808). Im Gegensatz zu anderen gesellschaftlichen Bereichen, wie etwa der politischen Einstellung², hat eine Untersuchung zum Kunst- und Kulturgeschmack den Vorteil, dass ihr Gegenstand eigentlich bei jedermann³ zu finden ist. So hat bspw. wahrscheinlich jeder eine Vorliebe für die eine Musikart (bzw. deren Interpret oder Komponist), während ihm eine andere weniger zugänglich ist (vgl. dazu ebd., S. 41f). Man kann sich Geschmack - welcher es auch

¹ Die Berufsgruppen der Oberklasse nehmen ca. 38%, die der Mittelklasse ca. 48% und die der Unterklasse ca. 14% der Stichprobe(n) ein. Während in der Mittelklasse das Geschlechterverhältnis einigermaßen ausgeglichen ist, sind in der Oberklasse Männer etwa dreimal so stark vertreten wie Frauen (vgl. Bourdieu 1987, S. 788f).

² So wagte beispielsweise Karl Marx in seinem „Der 18. Brumaire des Louis Bonaparte“ (1965) den Versuch, einen Zusammenhang zwischen Klassen und politischer Stellungnahme im Frankreich vor dem Zweiten Kaiserreich herzustellen.

³ Jedes im Rahmen der vorliegenden Arbeit verwendete grammatikalische Genus schließt die Berücksichtigung aller erdenklichen Genderidentitäten mit ein.

konkret sein mag - grundsätzlich kaum entziehen und darüber hinaus ist er auch von relativ geringer Brisanz geprägt - anders als dies etwa beim Bekenntnis für eine bestimmte politische Partei der Fall sein könnte. Außerdem zeichnen sich geschmackliche Vorlieben eben auch in alltäglichen Funktionsobjekten - wie etwa der Kleidung oder dem Mobiliar - ab, ohne dass damit unbedingt bewusst ein bestimmter Stil zum Ausdruck gebracht werden muss; so kann auch hinter einer sehr schlichten Kücheneinrichtung - trotz eines möglicherweise üppigen Einkommens - eben ein funktionsbetonter Geschmack vermutet werden. Dazu bedarf es - und darin liegt eine der Stärken einer Erhebung zu Lebensstilen im Alltag - keiner unbedingt begründeten Stellungnahme; niemand muss sich rechtfertigen, warum er überhaupt im Besitz von Küchenmöbeln ist, und es bedarf möglicherweise einer relativ geringen Überwindung, die Art des Mobiliars in einer Befragung anzugeben.

Um den ermittelten Zusammenhängen von sozialer Position und Lebensstilen auf den Grund gehen zu können, bedarf es zunächst einiger begrifflicher Klärungen zu sozialer Struktur und dem Vollzug von Kulturpraxis (vgl. Abschnitt 2). Darauf folgend soll am Beispiel der Oberklasse verdeutlicht werden, wie sich nach Bourdieu klasseninterne Unterschiede im Geschmack abzeichnen und welche Bedeutung sie einnehmen. Dabei werden beispielhafte Kunst- und Kulturbereiche betrachtet (vgl. Abschnitt 3.1), Berufsgruppen unterschieden (vgl. Abschnitt 3.2) und die Auswirkungen sozialer Mobilität beleuchtet werden (vgl. Abschnitt 3.3). Schließlich soll von einem systemtheoretischen Standpunkt aus versucht werden, Bourdieus Ergebnisse - anders als von ihm selbst - nicht (primär) von der sozialen Position betroffener Personen ausgehend, sondern die Funktionsweisen der Differenzen im Kulturvollzug fokussierend zu deuten (vgl. Abschnitt 4), um daraufhin die (mögliche) Bedeutung der nunmehr seit vierzig Jahren zurückliegenden und auf Frankreich begrenzten Erhebung für moderne Gesellschaften schlechthin erwägen zu können.

2. Kapital und Klasse als Größen der Sozialstruktur

Jeder soziologische Ansatz hat letztlich das Verhältnis zwischen gesellschaftlichen Strukturen und (im weitesten Sinne) operierenden Menschen zum Gegenstand; der Unterschied zwischen den diversen Ausrichtungen liegt in erster Linie in dem Ausgangspunkt der Betrachtung.

tung⁴. Während etwa die Wissenssoziologie beim handelnden Akteur ansetzt und diesen beim Aufbau von gesellschaftlichen Konstrukten beobachtet (vgl. Berger/Luckmann 2003), beginnen Klassentheorien typischerweise bei der Darlegung vorhandener Strukturen und versuchen aus diesen heraus das Handeln und die sozialen Chancen der Menschen (mit einiger Wahrscheinlichkeit) vorherzusagen. Bourdieu ist dabei letzterer Kategorie zuzuordnen, da er davon ausgeht, dass Menschen durch das Aufwachsen in bestimmten sozialen Umfeldern eine bestimmte Praxis des Denkens, Wahrnehmens und Handelns erlernen (vgl. Bourdieu 1987b, S. 102). Diese Form der praktizierten Gewohnheit, diese „strukturierte[n] Strukturen, die wie geschaffen sind, als strukturierende Strukturen zu fungieren“ (ebd., S. 98), bezeichnet er als Habitus. Der Habitus ist also als verinnerlichte Struktur zu verstehen, die die soziale Praxis leitet und damit zu (dem Versuch) einer Reproduktion der Ausgangsstruktur beiträgt, ohne dass dabei (unbedingt) Bewusstseinsleistungen von Seiten der geprägten beziehungsweise der prägenden Individuen unterstellt würden⁵.

Wenn gesellschaftliche Struktur ausschlaggebend für die sozialen Praktiken von Menschen ist, so müssen ihre Strukturmerkmale beschrieben werden; Bourdieu bedient sich dabei der Begriffe Kapital und Klasse, die auch schon in den Werken von Karl Marx (1949) und Friedrich Engels (1965) zu finden sind. Anders als Marx dehnt er das Prinzip der Ökonomie allerdings auf andere gesellschaftliche Bereiche aus, indem er zum einen auch die Aneignung von Kulturgütern und Geschmack als Konsum (vgl. Bourdieu 1987a, S. 17) und die Orte, an denen sie präsentiert werden, als „Märkte“ begreift (ebd., S. 150ff) und zum anderen unter Kapital nicht lediglich eine finanzrelevante Größe versteht. *Ökonomisches Kapital* in Form von Einkommen und dem Besitz wertvoller Objekte, Immobilien oder Aktien stellt eben nur eine besondere Kapitalform neben anderen dar, die sich insbesondere durch das Merkmal der objektbezogenen Vererbbarkeit auszeichnet (vgl. ebd., S. 197-199). Daneben existiert mit der Bildung - die sich zum Teil an den entsprechenden Titeln festmachen lässt - eine *kulturelle Kapitalform*, die nicht nur von geerbten Gegenständen - wie etwa erlesenen Literaturbeständen -, sondern auch von der persönlichen Leistung der Betroffenen abhängt, da sie teilweise

⁴ In der Systemtheorie - sowohl von Talcott Parsons als auch von Niklas Luhmann - nimmt die Funktion einer Operation eine prinzipiell vom handelnden Akteur zu unterscheidende und besonders gewichtige Rolle ein.

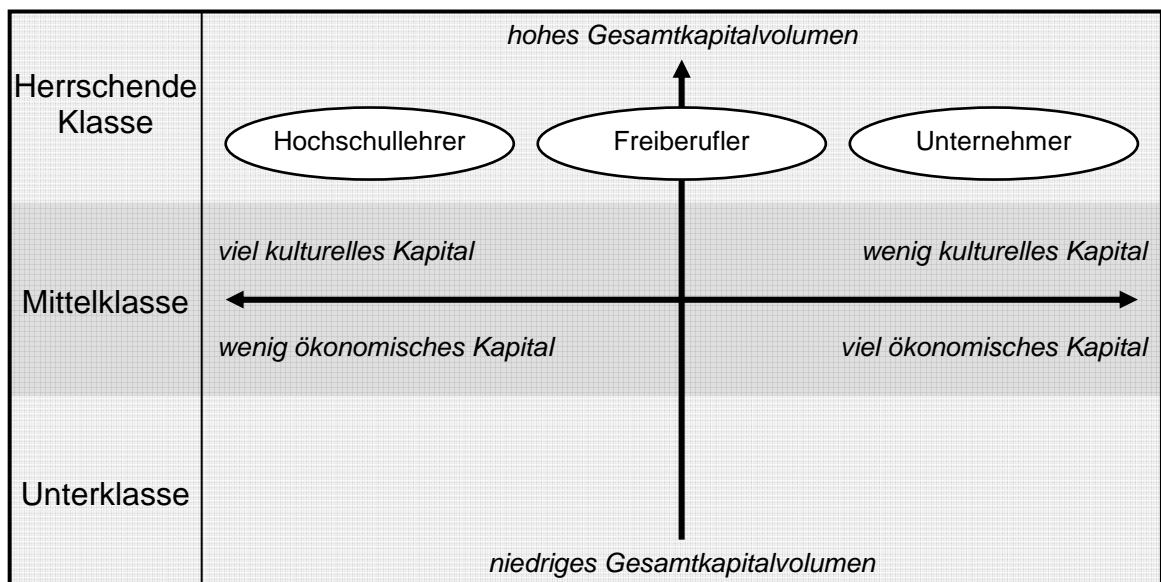
⁵ Lothar Wigger (2006) verdeutlicht den Unterschied zwischen einem eher trägen, verinnerlichten Habitus einerseits und einer bewussten Bildung, welche die „Möglichkeit einer radikalen Transformation der Subjektivität“ (ebd., S. 109) eröffnet, andererseits.

in (Hoch-)Schulen oder sonstigen Bildungskontexten unter Beweis gestellt werden muss(te) (vgl. ebd.; S. 133). Obwohl Einkommen und Besitz nicht allein das ökonomische und Bildungstitel nicht allein das kulturelle Kapital ausmachen, sondern darüber hinaus auch Kompetenzen und Selbstverständlichkeiten im Umgang mit Gütern und (Schul-)Wissen eine entscheidende Rolle für das jeweilige Kapital spielen, können sie als besonders markante Indikatoren in einer quantitativen Erhebung verwendet werden. Als weiteres Merkmal zur Bestimmung von sozialen Positionen dient der Beruf (vgl. Geißler 2002, S. 110), der zwar teilweise mit bestimmten Bildungsvoraussetzungen und erwartbaren Einkünften einhergehen kann, darüber hinaus jedoch auch der besonderen Eigenlogik des sozialen Status unterliegt, die über die anderen beiden Kapitalsorten hinausgeht. Ärzte genießen beispielsweise ihr relativ hohes Ansehen nicht (nur) aufgrund ihres ökonomischen und kulturellen Kapitals, sondern ihnen muss auch als Person vertraut werden, da sie immerhin Einblick in relativ private Belange erhalten müssen. Bourdieu versteht daher unter *sozialem Kapital* eine dritte Kapitalform, die als ein Netzwerk aus Kontakten zu anderen Personen zu verstehen ist, von dem aus besonderes Vertrauen in den Betroffenen gesetzt und von dem er für ehrbar gehalten wird (vgl. Bourdieu 1987a, S. 203f). Diese drei Kapitalformen - ökonomisch, kulturell und sozial - sind nicht unmittelbar untereinander austauschbar, d.h. Ansehen und Bildung kann nicht direkt gekauft werden, hohe Bildungstitel versprechen nicht unbedingt hohes Einkommen und Ansehen etc., sondern sind als eigenständige Größen zu betrachten.

Da ökonomisches Kapital bei Bourdieu - gegenüber (neo-)marxistischen Klassentheorien (vgl. Geißler, S. 115) - das Primat gesellschaftlicher Relevanz verliert, ist es auch nicht mehr als einziger Faktor zur Kategorisierung in Klassen zu verstehen. Bourdieu summiert deshalb die drei Kapitalformen zu dem Gesamtkapitalvolumen zusammen (vgl. Bourdieu 1987a, S. 196) und unterscheidet anhand dieser Größe drei verschiedene Klassen, deren Mitglieder mit jeweils unterschiedlich viel Gesamtkapital ausgestattet sind. Innerhalb der Klassen existieren diverse „Fraktionen“ (ebd., S. 405), die sich dadurch auszeichnen, dass sie vornehmlich über unterschiedliche Kapitalsorten verfügen. So finden sich beispielsweise in der Klasse mit dem höchsten Gesamtkapitalvolumen - der „herrschende[n] Klasse“ (ebd.) - solche Personen wieder, die über mehr ökonomisches als kulturelles Kapital verfügen - namentlich Unternehmer -, aber auch solche, bei denen die Verteilung genau umgekehrt verläuft - insbesondere Hochschullehrer und Künstler (vgl. ebd., S. 212). Die Besonderheit des Bourdieu'schen Mo-

dells liegt gerade darin, dass ökonomisches und kulturelles Kapital innerhalb einer Klasse als prinzipiell gegenläufige Größen dargestellt werden. Bildungstitel und Schulwissen nehmen bei Unternehmern (im Frankreich der 1960er Jahre) einen geringeren Stellungswert ein als ihr Besitz und ihr Einkommen, während die Hochschullehrer über die höchsten Bildungstitel verfügen, allerdings über weniger Besitz verfügen als Unternehmer (vgl. ebd., S. 197-199). Die Freiberufler nehmen bei einer solchen Gegenüberstellung eine mittlere Position ein, da sie zum einen - um entsprechende Zulassungen zu ihren Berufen zu erhalten - oftmals über eine relativ hohe formale Bildung verfügen müssen und zum anderen zu den Spitzenverdienern gehören. Letztere sind es, denen Bourdieu ein hohes Maß an sozialem Kapital unterstellt. Die beiden Dimensionen des (vertikal angeordneten) Kapitalvolumens einerseits - zur Bestimmung der Klasse - und der unterschiedlichen (horizontal angeordneten) Verteilung der Kapitalsorten - insbesondere der ökonomischen und kulturellen - andererseits spannen den sozialen Raum auf, in dem Bourdieu insbesondere Berufsgruppen verortet (vgl. ebd.; vgl. dazu auch Weiß 2004, S. 216)⁶.

Abbildung 1: Der soziale Raum bei Bourdieu



(vereinfachte Darstellung nach Bourdieu 1987a, S. 212f)

⁶ Bourdieu verwendet diesen „Raum der sozialen Positionen“ (Bourdieu 1987a, S. 212f) auch zur Verortung bestimmter Merkmale der „Lebensstile“ (ebd.), die in der vereinfachten Darstellung der Abbildung 1 nicht enthalten sind. Weiterhin bildet der zeitliche Verlauf - im Hinblick auf die soziale Mobilität zwischen den Generationen - eine dritte Dimension des sozialen Raumes, auf die im Abschnitt 3.3 beispielhaft eingegangen wird.

3. Die herrschenden Klasse

Im Folgenden soll die von Bourdieu ausfindig gemachte Klasse fokussiert werden, die über das höchste Gesamtkapitalvolumen verfügt. Darunter fallen die Berufsgruppen der Künstler, Hochschul- und Sekundarstufenlehrer, Ingenieure, Freiberufler, Führungskräfte und schließlich Handels- und Industrieunternehmer (vgl. Bourdieu 1987a, S. 212f, 409), die aufgrund ihrer exklusiven Stellung als „herrschende Klasse“ (ebd., S. 405) bezeichnet werden. Zunächst soll anhand verschiedener Kunstbereiche der Unterschied zwischen dem ökonomischen und dem kulturellen Kapital verdeutlicht werden (Abschnitt 3.1), um anschließend genauer auf einige der Berufsgruppen eingehen zu können (Abschnitt 3.2). Die soziale Mobilität wird Thema des darauf folgenden Abschnitts (3.3) sein.

3.1 Geschmacksäußerungen

Am Beispiel des *Musikgeschmackes* lässt sich die Haltung der verschiedenen Fraktionen zur Kultur erkennen. Während sich die Personen mit dem höheren Einkommen für den Donauwalzer von Strauß begeistern können, neigen diejenigen, die über vornehmlich kulturelle Kompetenz verfügen zu Bach'schen Klavierstücken (vgl. ebd., S. 407f). Der Unterschied kann darin gesehen werden, dass der Walzer als ‚offensive Tanzmusik‘ jedem Hörer sofort eingängig sein dürfte, wohingegen die Stücke Bachs ein wesentlich höheres Maß an kontemplativer Zuwendung erfordern. Zwar sind beide Komponisten offensichtliche Klassiker - wodurch für alle betroffenen Fraktionen sichergestellt wird, nicht derselben Leidenschaft zu frönen wie die schlagerhörenden unteren Klassen - allerdings gelingt es den kulturkompetenten Bachanhängern darüber hinaus auch, sich von der Banalität eines Walzers (und seiner Hörer) zu distanzieren und sich stattdessen als Spezialist für ‚echte Gelehrtenmusik‘ hervorzutun.

Ebenso unterscheiden sich die Vorlieben für die Werke der *Malerei*. Während sich die intellektuellen Fraktionen teilweise bereits zum Bekenntnis für zeitgenössische abstrakte Künstler durchringen können, bleiben die finanzkräftigen Unternehmer den klassischen Impressionisten treu (vgl. ebd., S. 457). Erstere halten sich nämlich für kompetent genug und ‚befugt‘, die Maßstäbe für ‚wahre Kunst‘ auch auf neue Werke und Künstler zu übertragen, letztere hingegen sind von tradierten Meinungen abhängig, bei denen sich Künstler nach langer Zeit im

Bewusstsein der Öffentlichkeit bewährt haben müssen - so besteht (nach dieser Vorstellung) beispielsweise kein Zweifel daran, dass Leonardo da Vinci ein guter Künstler sein muss, sonst hinge seine Mona Lisa schließlich nicht im Louvre, während sich die Werthaftigkeit der Dali'schen Werke (im Frankreich der 1960er Jahre) erst etablieren muss(te). Neben der Vorliebe für Künstler und Werke lassen sich auch Differenzen beim den kulturellen Orten ausmachen, die die jeweiligen Fraktionen typischerweise aufsuchen, um sich den bildenden Künsten zuzuwenden. So besuchen die einkommensschwächeren Personen insbesondere *Museen*, da hier Werke lediglich betrachtet und die individuellen Sinne nur situativ befriedigt werden - ohne dabei Vorschriften angemessener Bekleidung berücksichtigen zu müssen -, wohingegen die *Galerien* neben der Möglichkeit des optischen Genusses auch Kaufoptionen für die ‚betuchteren‘ Kunstliebhaber bieten und deshalb von letzteren eher aufgesucht werden (vgl. ebd., S. 424-426).

In ähnlicher Weise sind die diversen Fraktionen auch unterschiedlich oft in Boulevard- bzw. Avantgardetheatern zu finden. Während in ersteren die Möglichkeit besteht, mit der ganzen Familie in exzellenter Garderobe Logenplätze zu beziehen und sich dort von möglichst vielen Personen sehen zu lassen, bieten letztere ein eher geistreiches Programm für ‚kleines Geld‘ (vgl. ebd., S. 420). Ebenso besuchen Unternehmer die eher teuren Vorführungen aufwendiger Historienfilme im *Kino*, während Sekundarstufenlehrer sich eher für ‚anspruchsvolle Filme‘ begeistern - wie etwa den halbdokumentarischen Film ‚Wer erschöß Salvatore G.?’ (vgl. ebd., S. 421-423).

3.2 Herrschaftsfraktionen

Die dargelegten Unterschiede des Geschmacks und der Kulturzuwendung lassen sich insbesondere an den Berufsgruppen der Unternehmer - als Vertreter der Ökonomie - einerseits und der kulturkompetenten Hochschul- und Sekundarstufenlehrer andererseits festmachen (ebd., S. 408); Bourdieu wählt zur Gegenüberstellung auch die anschaulichen Begriffe des ‚Mann[es] von Welt‘ (ebd., S. 125) und des ‚Gelehrte[n]‘ (ebd.).

Die *Unternehmer* wenden sich Kunst und Kultur also mit wesentlich höherem Finanzaufwand zu. Sie leisten sich Objekte und Veranstaltungen, die anderen Personen verwehrt bleiben und untermauern somit ihren ‚Herrschaftsanspruch‘ über die Exklusivität ihres Ge-

schmacks. Neben der Möglichkeit, Möbel und Kunstwerke aus eigener (Finanz-)Kraft zu erstehen, sind sie oftmals auch Erben rarer und exklusiver Gegenstände, was sie in die Lage versetzt, auf eine lange (Herrschafts-)Tradition - die „Anciennität“ (ebd., S. 127) - verweisen zu können, und somit implizit die eigene Vorrangstellung in der Gesellschaft (mindestens hinsichtlich des Geschmacks) zu legitimieren. Abgesehen von erlesenen Besitztümern können auch besondere und zeitaufwändige Hobbys gepflegt werden, um damit die Exklusivität der eigenen Existenz zu unterstreichen; außer einer Vorliebe für ‚edle Sportarten‘ - wie etwa Reiten -, verfügen sie auch über spezielle Kenntnisse und Erfahrungen - beispielsweise im Anbau von Wein, in kulinarischen Künsten oder der Jagd (vgl. ebd., S. 439). Sie haben also nicht nur relativ passable Einkommen und Güter (vgl. ebd., S. 427), sondern auch genug Zeit, sich mit ‚nutzlosen Dingen‘ zu beschäftigen.

Den ‚Gelehrten‘ hingegen stehen nicht die finanziellen Möglichkeiten zur Verfügung wie den Unternehmern, so dass sie ihre dennoch bestehenden ‚Herrschaftsansprüche‘ anders legitimieren müssen. Sie konsumieren die Kunst- und Kulturformen, die wenig Finanzkapital beanspruchen, indem sie die entsprechend günstigeren Kulturorte aufsuchen und sich mit der Betrachtung (bzw. dem Lesen oder Hören) von und dem Wissen um Kulturgegenstände begnügen. So beschränkt sich beispielsweise die Aneignung eines Kinofilms für sie nicht auf die Zeit, die im Kino verbracht wird, sondern sie können mit ihrem Wissen um die Schauspieler und den Regisseur (vgl. ebd., S. 422) das Werk auch innerhalb der Landschaft von (anspruchsvollen) Filmen verorten und den Inhalt (bzw. Verweise darauf) möglicherweise in eigenen Veröffentlichungen oder Unterrichtskontexten verwenden und somit am künstlerischen Erfolg des Werkes partizipieren (vgl. ebd., S. 420). Um jedoch sicherzustellen, dass zum einen die unteren Klassen und zum anderen auch die finanzkräftigen Fraktionen derselben Klasse nicht die gleichen Strategien benutzen können, begeistern sie sich für ‚anspruchsvolle‘ Kulturgüter, wie etwa Filme, deren Intention - sofern man eine solche unterstellte - nicht offensichtlich ist, Malerei, die nicht (unbedingt) die Abbildung von etwas ‚Schönem‘ oder ‚Ansehnlichem‘ zum Gegenstand hat und Musik, die weniger durch ihren ‚Groove‘ als vielmehr ihren kontemplativen Wert überzeugt. Gerade das Unkonventionelle wird ästhetisiert, um somit finanziell günstige Kulturgüter in den Dienst ihrer Herrschaft zu stellen, die Personen anderer sozialer Positionen nicht zugänglich ist (vgl. ebd., S. 71f, 86-89, 420); die-

se Form der Herrschaft wird bei Bourdieu anschaulicher Weise als „asketische[r] Aristokratismus“ (ebd., S. 447) bezeichnet.

Die *Künstler* ähneln in einiger Hinsicht den ‚Gelehrten‘ und teilen als Fraktion mit mehr kulturellem als ökonomischem Kapital viele Vorlieben mit den Hochschullehrern, als Produzenten von Kunst und Kulturgütern nehmen sie jedoch in einer Studie zum Kulturkonsum eine besondere Funktion ein. Sie sind diejenigen, die nicht nur Güter anderer mit ihrem Geschmack bemessen können, sondern deren eigene Erzeugnisse von anderen in eben der Weise bewertet werden (können). Den Unterschied zwischen der Produzentenrolle (der Künstler) und der Rezipientenrolle (der Hochschullehrer) verdeutlicht Bourdieu daran, dass erstere auf „Entdeckungen“ (ebd., S. 410) abhören, während letzteren nichts übrig zu bleiben scheint, als den Bereich der „Wiederentdeckungen“ (ebd.) für sich zu okkupieren. Daran wird deutlich, dass die Lehrkräfte nicht einfach den ‚Neuentdeckungen‘ der zeitgenössischen Kunstschaffenden folgen - sie begeistern sich beispielsweise nicht so stark für abstrakte Kunst wie die Künstler -, sondern sich den Kunst- und Kulturbereichen zuwenden, die in Vergessenheit geraten sind, die sie jedoch aufgrund ihrer Gelehrsamkeit wieder zutage fördern können; dadurch geraten sie nicht in eine ‚Abhängigkeitsposition‘ den Kunstschaffenden gegenüber. Die Künstler hingegen lassen sich auch nicht dazu herab, einfach die Geschmackswünsche der ‚Gelehrten‘ zu befriedigen und sich somit ihrerseits in Abhängigkeit, wie die eines schlichten Dienstleisters, zu begeben. Dies wird daran deutlich, dass die Künstler in ihrem Geschmack die Erwartungen der anderen Fraktionen ignorieren. Während die finanziell schlechter gestellten Lehrkräfte von den Kunstschaffenden Symbole des Protestes gegen die Gesellschaftsverhältnisse fordern, wünschen sich die finanzkräftigen Unternehmer eher die Verklärung der Realität und euphemisierte Zustandsbeschreibungen (vgl. ebd., S. 457-459). Die avantgardistischen Künstler jedoch verweigern sich dagegen, die Erwartungen der anderen Fraktionen zu erfüllen; so lehnen sie sowohl die gelehrte Pedanterie als auch den bürgerlichen Prunk ab und beschreiten mit einer Vorliebe für abstrakte Kunst (im Frankreich der 1960er Jahre) relativ neue Wege - im Alltagsgeschmack sind sie z.T. sogar eher bereit, sich zu dem kitschigen Geschmack der Unterklasse zu bekennen (vgl. ebd., S. 460f).

Die *Freiberufler*, welche - wie bereits erwähnt - sowohl über ein ansehnliches Einkommen als auch über eine fundierte (Hochschul-)Bildung verfügen, weisen neben ihrem ökonomischen und kulturellen Kapital auch - wenn man der Argumentation Bourdieus folgt - erwäh-

nenswert viel soziales Kapital auf. Dieses Sozialkapital müssen sie sich jedoch erst ‚verdienen‘, wozu ihr Lebensstil beitragen kann. Will beispielsweise ein Architekt attraktive Aufträge erhalten, so muss er sich in einem gesellschaftlichen Umfeld bewegen, das einen Bedarf an kostspieligen Eigenheimen hat; er ist also - will er beruflich erfolgreich sein - dazu angehalten, möglichst die Nähe zu den finanzkräftigen Unternehmern zu pflegen - ähnliches gilt auch für Anwälte. Daher neigen die Freiberufler zu einem relativ luxuriösen Lebensstil, treiben also exklusive Sportarten - wie „Ski, Tennis, Reiten, Jagd, Wasserski“ (ebd., S. 447) - besitzen Luxusobjekte - wie Antiquitäten, Yachten, Luxuswagen und fortschrittliche Medienausstattungen - und suchen in ihrem Urlaub attraktive Ferenziele und -unterkünfte auf (vgl. ebd.). Anders als die Unternehmer pflegen sie diesen Lebensstil aber nicht (nur), weil sie über die dazu notwendigen ökonomischen Mittel verfügen, sondern um diese auch in Zukunft zu erhalten; es handelt sich also eher um beruflich erfolgsversprechende Luxusinszenierungen - die keineswegs bewusst verlaufen (müssen) (vgl. ebd., S. 448f). Daneben können sie durch ihre gehobene Ausbildung aber auch stets auf ihr kulturelles Kapital verweisen, indem sie beispielsweise - ebenso wie die ‚Gelehrten‘ - Fachtermini beherrschen oder selbst literarisch tätig werden (vgl. ebd., S. 448).

Bourdieu geht zusammenfassend davon aus, dass sich die einzelnen Fraktionen der herrschenden Klasse voneinander und von den unteren Klassen distinguieren (vgl. ebd., S. 405), indem sie Kapitalsorten einsetzen, die ihnen in besonders hohem Maße zur Verfügung stehen. Unternehmer deklarieren all das als wahren Geschmack, das nur mittels hoher Finanzaufwendung zu erlangen ist, während die Hochschul- und Sekundarstufenlehrer diese Strategie als zu trivial abtun und von wahrer Kultur einen gehobenen intellektuellen Anspruch erwarten. Die Künstler machen, um sich von beiden abzuheben, von ihrer exklusiven Rolle als Produzenten von Kunst und Kultur Gebrauch. Die Freiberufler schließlich nehmen eine Sonderstellung ein, da sie einerseits von den anderen Fraktionen persönlich ge- und beachtet werden müssen, andererseits bekleiden sie häufig sehr exklusive Berufspositionen, die nicht selten - wie etwa der Arztpraxis oder der Anwaltskanzlei - innerhalb der Familie weitervererbt werden (müssen), und sehen sich von daher oftmals nicht mit der Notwendigkeit konfrontiert, ihre Position gegen Konkurrenten aus anderen Fraktionen zu schützen, das diesen ein Einstieg in vergleichbare Positionen ohnehin nur sehr schwer gelänge.

3.3 Gesellschaftsstruktureller Wandel und soziale Mobilität

Im Folgenden soll auf zwei Beispiele der Veränderung von gesellschaftlicher Struktur und der Einnahme von Posten darin eingegangen werden.

Erstens lassen sich geschmackliche Unterschiede ausmachen, die davon abhängen, ob die Vorfahren bereits Mitglieder in der herrschenden Klasse waren - was sowohl für die kultur- als auch die ökonomiestarken Fraktionen gilt. Die alte Bourgeoisie⁷ - also ‚alteingesessene‘ Unternehmer, Freiberufler und Hochschullehrer - verfügt beispielsweise häufiger über geerbte Möbel als die Aufsteiger innerhalb der herrschenden Klasse - also neuere Unternehmer, Ingenieure und Sekundarstufenlehrer. Auch für den Kauf von Möbeln lassen sich Unterschiede ausmachen, da die bourgeoisen Vertreter wesentlich häufiger bei Antiquitätenhändlern kaufen, während die Aufsteiger - ähnlich wie ihre der Mittelklasse angehörenden Eltern - ihr eher „schlichte[s] und diskrete[s]“ (ebd., S. 413) Mobiliar vornehmlich in Kaufhäusern und Fachgeschäften erstehen (vgl. ebd., S. 139f, 412). Darin zeigt sich - so Bourdieu -, dass Menschen den Geschmack und die Verhaltensweisen aus ihrer Herkunftsfamilie übernehmen, ganz gleich, ob sie für die derzeitige soziale Position, die de facto eingenommen wird, noch ‚angemessen‘ sind. So stellt nicht das finanzielle Budget der aufgestiegenen Unternehmer einen Hinderungsgrund dafür dar, sich Antiquitäten zuzulegen, sondern ihr Geschmack und ein (anscheinend) selbstverständliches Wissen darum, wo Möbel zu erstehen seien - nämlich primär im Möbelfachgeschäft und nicht beim Antiquitätenhändler.

In ähnlich herkunftsabhängiger Weise präferieren die Aufsteiger auch „entschlussfreudige [...] und lebensbejahende [...] Freunde“ (ebd., S. 412), während die bourgeoisen ‚Gelehrten‘ „geistvoll[e] und feinfühlig[e]“ (ebd., S. 409) und die finanzkräftigeren ‚Alteingesessenen‘ „lebensfroh[e] und genießerisch[e]“ (ebd.) Freunde bevorzugen; die Präferenzen könnten im Falle der Aufsteiger als mehr Mut zur Dynamik hinsichtlich individueller Lebensbestimmung

⁷ Bourdieu verwendet den Begriff der Bourgeoisie bzw. der Bürgerlichkeit zur Beschreibung von zwei seiner drei Faktoren der herrschenden Klasse. Zum einen dient ihm der Begriff Bourgeoisie zur Beschreibung der Personen, deren Eltern auch schon zur herrschenden Klasse gehörten (vgl. Bourdieu 1987a, S. 412f) - in diesem Sinne wird der Begriff auch in der vorliegenden Arbeit verwendet. Zum anderen kennzeichnet er auch - hier ist von Bürgerlichkeit bzw. Mondänität die Rede - den Geschmack der Fraktionen, die sich dem Intellektualismus weitestgehend verwehren. Dies trifft insbesondere auf die ‚alteingesessenen‘ Unternehmer zu, die sich weder mit dem (unterstellten) bildungsbegründeten Verdienst der Klassenzugehörigkeit durch die Aufsteiger noch durch die Künstler und Gelehrten ‚anfreunden‘ können (vgl. ebd., S. 415). Das letztere Verständnis stellt ein Ergebnis von Bourdieus Hauptkomponentenanalyse dar, dessen Beschreibung jedoch jenseits statistischer Angaben wenig eigenen Wert enthält und deshalb in der vorliegenden Arbeit nicht als eigenständiger Faktor vorgestellt wird.

- immerhin sind sie selbst gerade ihrer Herkunftsklasse ‚entflohen‘ - und im Falle der Bourgeoisie als höherer Hang zur Stabilität gedeutet werden.

Zweitens können sich in Gesellschaften strukturelle Veränderungen ergeben, in deren Folge Positionen entstehen, die vorher (in der Form bzw. in dem Umfang) nicht vorhanden waren. So zeichnet(e) sich etwa durch eine fortschreitende Tertiärisierung einerseits (vgl. Ministère des Affaires étrangères et européennes 2007) und einer Zunahme der Geschäftsform der Aktiengesellschaften im Produktionssektor andererseits ein zunehmender Bedarf an Führungskräften ab, den Bourdieu hinsichtlich der Herkunft der betroffenen Positionsinhaber ins Auge fasst (vgl. Bourdieu 1987a, S. 462f). Für die Aufsteiger aus der Mittelklasse⁸ stehen insbesondere zwei Möglichkeiten zur Verfügung, Führungspositionen einzunehmen, nämlich der berufliche Aufstieg und Diplome. Erstere Strategie ist insbesondere bei den finanzkräftigeren Fraktionen der Mittelklasse - auch für die anderen Klassen gilt nach Bourdieu dieselbe „chiastische Struktur“ (ebd., S. 198) wie für die herrschende Klasse - zu beobachten, während die Familien mit mehr Kulturkapital ihren Söhne (und evtl. auch ihren Töchter) durch höhere Bildungsgänge zu den attraktiven Posten zu verhelfen versuchen (vgl. ebd., S. 470f, 476). Da von Führungskräften - bei Bourdieu „Cardres“ (ebd., S. 463) genannt - (oftmals) auch in besonderem Maße ökonomische Kompetenzen erwartet werden, haben die technisch ausgerichteten Ingenieure (der bildungsorientiert aufsteigenden Mittelklasse) schlechtere Aussichten auf die entsprechenden Posten (vgl. ebd., S. 471). Damit verfügen letztlich beide Aufsteigertypen über je ein Manko - die ökonomiestärkeren Berufsaufsteiger können keine hohen formalen Bildungsabschlüsse vorweisen, während es den (formal-)gebildeten Ingenieuren (unterstellter Weise) an ökonomischer Kompetenz mangelt. Sie müssen zum Teil relativ lange Karrieren in Kauf nehmen, ehe sie dann schließlich - mittlerweile schon etwas betagter - Führungspositionen insbesondere im öffentlichen Sektor einnehmen können, da dort bessere Aufstiegschancen geboten werden (vgl. ebd., S. 475-480). In ihrem Geschmack zeigt sich ihre Herkunft aus der Mittelklasse - etwa in der Präferenz zu lebensbejahenden Freunden oder einem eher schlichten Mobiliar (vgl. ebd., S. 480).

⁸ Im Rahmen der vorliegenden Arbeit sind mit den Aufsteigern aus der Mittelklasse die Personen gemeint, die derzeit der herrschenden Klasse zugerechnet werden, die ihren Aufstieg also bereits hinter sich haben. Bourdieu macht auch innerhalb der Mittelklasse Aufsteiger ausfindig, die (noch) nicht zur herrschenden Klasse gehören, hier jedoch nicht betrachtet werden.

Anders stellt sich die Situation bei den Cadres dar, die der Bourgeoisie entstammen (vgl. ebd., S. 475). Für eine imaginäre Industrieunternehmerfamilie ließe sich beispielsweise vorstellen, dass der Sohn der Familie nach Erreichen der Adoleszenz und dem Streben nach eigener Unabhängigkeit nicht unmittelbar die Fabrik seines Vaters erben wird, da dieser selbst noch einige Jahre ‚im Amt‘ bleiben wird; die Zeit zwischen der potentiellen Selbstständigkeit und dem tatsächlichen Antritt des Erbes kann (bzw. muss) möglichst gewinnbringend ausgenutzt werden. Dazu steht ihm zunächst die Möglichkeit offen, einen möglichst attraktiven Handelsabschluss an einer angesehenen Hochschule - an einer der Grandes Écoles oder aber im Ausland - zu absolvieren (vgl. ebd., S. 471, 476) und dadurch bessere Voraussetzungen mitzubringen als die Aufsteiger - er könnte dann nämlich ökonomische Kompetenz *und* einen (sehr) hohen formalen Bildungsabschluss vorweisen. Sollte er nach seinem Abschluss immer noch nicht das Erbe antreten (können), so stehen ihm (wahrscheinlich) höchst attraktive Möglichkeiten offen, direkt - also ohne langwierigen beruflichen Aufstieg - in Führungspositionen der Privatwirtschaft zu gelangen (vgl. ebd., S. 476, 478). Hinsichtlich des Lebensstiles stellt Bourdieu fest, dass sie sich von ihren Eltern aber auch von den älteren Cardres im öffentlichen Sektor unterscheiden. Weder können sie sich für die kleinbürgerliche Schlichtheit, noch für den großbürgerlichen Traditionalismus begeistern; sie meiden also - um es an einem Beispiel zu verdeutlichen - den Champagner ihrer Eltern und die günstigeren Getränke der Mittelklasse und legen mit einer Vorliebe für Whiskey eine ‚weltmännische‘ Lebenshaltung an den Tag (vgl. ebd., S. 486, 495). Sie ähneln z.T. den Freiberuflern in ihrem „Sinn für Luxus“ (ebd., S. 447), indem sie ähnliche „schicke, aktive und ‚kybernetische‘ Sportarten wie Segeln, Ski, Wasserski, Tennis“ betreiben; allerdings weiten sie ihren ‚Wirkungsradius‘ vom regionalen Geschehen aus und wenden sich der internationalen Bühne zu. Sie unternehmen Flugreisen, sind häufig im Ausland und lesen internationale Zeitschriften (vgl. ebd., S. 486f); da Bourdieu auf ihre ausgiebigen Geschäftsreisen und -essen betont, entsteht der Eindruck, als sei eine strikte Trennung zwischen privatem Leben und beruflicher Tätigkeit bei ihnen vom Aufweichen begriffen. Mit den Managern verweist Bourdieu auf eine Berufsgruppe, die zunächst im Verdacht stehen könnte, sein Konzept des Habitus zu unterwandern, denn die betroffenen Personen müssten habitustheoretisch eigentlich einen ähnlichen Lebensstil an den Tag legen wie ihre Eltern, was sie jedoch (anscheinend) nicht tun. Berücksichtigt man jedoch, dass sie - ähnlich wie die bourgeois Freiberufler - auch Hochschulen besuchten,

wird deutlich, dass sie sich - obwohl aus primär ökonomiestarken Fraktionen stammend - auch in besonderer Weise dem Bildungszweig zuwenden mussten (und auch dort weiterhin habitualisiert wurden); darin unterscheiden sie sich üblicherweise von ihren Eltern (vgl. ebd., S. 495). Bourdieu erklärt den Unterschied somit durch einen Generationswechsel, der in die Zeit eines wirtschaftsstrukturellen Wechsels fällt; er prophezeit den Managern jedoch, dass sie ihren jungen, dynamischen, modebewussten und weltoffenen Lebensstil selbst tradieren werden und letztlich darin ihren Eltern wiederum gleichen, wenn er festhält: „Sie innovieren, um wirksamer zu konservieren“ (ebd.).

3.4 Herrschaft und Klasse - Forschungsergebnis oder Forschungsdesign?

Zusammenfassend lässt sich festhalten, dass nach Bourdieu die unterschiedlichen Fraktionen der „herrschende[n] Klasse“ (ebd., S. 405; vgl. dazu auch Kneer 2004, S. 42) für sich Herrschaft beanspruchen. Dazu scheint es erforderlich zu sein, erstens ein legitimes Mittel zu finden, mit dem der Herrschaftsanspruch plausibilisiert werden kann, und zweitens andere Anwärter auf die Herrscherpositionen abzuwehren, um somit die eigene Exklusivität zu wahren. Diese Gesellschaftsvorstellung erinnert an eine Ständegesellschaft, der jedoch der entscheidende Stabilitätsfaktor - etwa das Ererben von Adelstiteln - abhanden gekommen ist und die nun nach anderen Mitteln der Aufrechterhaltung (tendenziell) hierarchischer Gesellschaftsstrukturen suchen muss. Eben an dieser Stelle erscheint das Konzept des Habitus insofern schlüssig, als hiermit dem Individuum eine mehr oder weniger vererbte (oder zumindest vererbte) Struktur von sozialen Unterscheidungsmerkmalen an die Hand gegeben wird, ohne dass damit überkommene Vorstellungen von Vorherbestimmtheit oder Gottgegebenheit offen einhergehen müssten, die in der modernen Welt doch etwas unschicklich wären.

Was bedeutet jedoch Herrschaft in einer bzw. der modernen Gesellschaft, wenn es sich nicht um politische und militärische Macht handelt? Zunächst lässt sich konstatieren, dass Herrschaft oder Macht relationale Größen sind: Wer herrscht, benötigt irgendjemanden oder irgendetwas, der oder das beherrscht wird. Im Rahmen eines sozialen Differenzierungsmodells von einer herrschenden Klasse zu sprechen, legt also nahe, die anderen Klassen als die beherrschten Klassen zu begreifen. Mit welchem Mittel herrschen die hier vorgestellten Fraktionen allerdings über den Rest der französischen Bevölkerung und was ist Zweck der Macht-

ausübung? Bourdieu stellt fest, dass die Machtinhaber über relativ seltene Positionen verfügen, die sie in die Lage versetzen, darüber zu befinden, wer Zugang zu eben diesen Positionen oder damit einhergehenden Ressourcen erhält und wer nicht (vgl. ebd., S. 202). Der wohlhabende Unternehmer entscheidet darüber, wer in seinem Unternehmen Leitungspositionen einnimmt und damit zu finanziellem Wohlstand gelangt. Der formal gutgebildete Hochschullehrer entscheidet darüber, wer gute Bewertungen und Abschlüsse erhält, und eröffnet damit wiederum Zugangsmöglichkeiten zum höheren Bildungssystem für Nachwuchswissenschaftler. Macht bedeutet also hier Ressourcenverteilung und Entscheidungen über Zugangsmöglichkeiten.

Was ist jedoch das Kriterium dafür, welche Posten und Ressourcen begehrenswert sind und welche nicht? Der Trainer eines (relativ) erfolgreichen Sportvereines entscheidet möglicherweise auch darüber, wer Zugang zum Verein erhält und wer nicht - bzw. wer wann im Spiel eingesetzt wird und wann nicht. Eingesetzte Spieler erhalten dann Zugang zur Position ‚aktiver Spieler‘ und zur Ressource ‚Training‘ bzw. ‚Wettkampferfahrung‘. Wenn der Verein auf Siege abzielt, dürfte es wenig von Belang sein, ob Spieler über viel kulturelles, ökonomisches oder soziales Kapital verfügen; sie müssen in erster Linie physisch in Form sein. Erfolgreiche Spieler erhalten dann möglicherweise Aufstiegschancen und gelangen in höhere Ligen, wo sie erstens auf härtere Gegner (und damit die Aussicht auf ‚höherwertige‘ Wettkampferfahrung) stoßen und zweitens gelangen sie in immer exklusivere Positionen. Irgendwann haben sie evtl. so viel Wettkampferfahrung, dass sie selbst in die Position gelangen, attraktive Teams zu trainieren und darüber zu entscheiden, wer wann mitspielt und wer nicht. Hätte ein solcher Positionsinhaber nicht auch Macht, die prinzipiell gleichbedeutend mit der Macht eines ressourcen- und postenvergebenden Unternehmers oder Hochschullehrers wäre? Es könnte das Argument angeführt werden, dass (fast) jeder Mensch in irgendeiner Weise mit Geld konfrontiert wird und dass ökonomische Ressourcen von wesentlich höherer Relevanz geprägt sind als sportlicher Erfolg; ähnliches gilt auch für die Prägnanz von Bildung in einer Nation, in der die Schulpflicht gilt. Eine solche Argumentationsweise führte dann zur Annahme von gesamtgesellschaftlich relevantem Kapital, zu dem die physische Fitness zum sportlichen Gebrauch nicht zählte. Wie aber wäre dann physische Fitness zu bewerten, die zwar nicht über Sieg und Niederlage in sportlichen Wettkämpfen, wohl aber über Gesundheit und Krankheit (oder sogar Leben und Tod) entschied? Wäre sie nicht in hohem Maße rele-

vant für das Leben von Menschen? Zwar könnte demgegenüber entgegnet werden, dass dies nicht in den Bereich der sozialwissenschaftlichen Disziplinen falle und deshalb nicht Gegenstand einer Gesellschaftsanalyse sein müsse, allerdings wäre das Argument dahingehend falsch, als durchaus soziale Aktivitäten den physischen Zustand beeinflussen können - etwa durch medizinische Aufklärung oder eben soziale Vergemeinschaftungsformen wie Sport- und Fitnessgruppen. Ein weiteres Problem der Relevanz von gesellschaftlicher Aktivität ergäbe sich durch die (in Bourdieus Studie) exklusive Stellung der Kunstproduzenten; welche Ressourcen und Posten ‚bewachen‘ sie, die für die (französische) Gesamtgesellschaft von so ungeheurer Wichtigkeit sein sollten?

Es muss also gefragt werden, ob ein Konzept von relevanten und irrelevanten Kapitalformen aufrecht zu halten ist und ob es gerechtfertigt ist, drei Kapitalformen anzunehmen und anhand dieser die Gesellschaft in drei hierarchische Klassen zu teilen. Zur Beantwortung dieser Frage sollte man sich noch einmal das Zustandekommen der drei Kapitalformen vor Augen führen. Ökonomisches und kulturelles Kapital lässt sich deshalb besonders eindeutig - auch durch Hauptkomponentenanalysen - herauskristallisieren, weil es in quantitativen Erhebungen durch Abfragen von Einkommen und Besitz einerseits, Bildungstiteln und Wissen andererseits relativ einfach zu erfassen ist; die Erkenntnis, dass diese zwei Kapitalsorten existieren, ist nicht verwunderlich, wenn man eben diese beiden Größen - und nicht etwa sportliche Siege innerhalb der letzten drei Jahre - abfragt. Das soziale Kapital wurde an den Berufen - welche auch recht einfach zu erheben sind - festgemacht. Als statistisches Ergebnis in der Komponentenanalyse konnte es nicht auftauchen, da Berufsgruppen nominale Größen sind; es bliebe letztlich nichts anderes übrig, als sie nach damit einhergehender Bildungsvoraussetzung und erwartbarem Einkommen - also wiederum anhand der Größen des kulturellen und ökonomischen Kapitals - in eine quasi-ordinale Skalierung zu bringen. Es lässt sich also konstatieren, dass das ökonomische und kulturelle Kapital nur *deshalb* ermittelt wurden, weil in dem Fragebogen genau *die* Indikatoren auftauchten, die eben dies messen - andere Indikatoren hingegen fehlen. Das soziale Kapital hingegen ist eine Größe, die nicht mittels statistischer Analysen ermittelt wurde, sondern im wesentlichen darauf fußt, dass Freiberufler - welche sich weder eindeutig den ökonomie- noch den kulturstarken Fraktionen zuordnen lassen - unterstelltermaßen über ein besonders ausgedehntes Netz an Sozialkontakten verfügen. Vor diesem Hintergrund erscheint es wenig gerechtfertigt, den hier vorgestellten drei

Kapitalformen eine besondere Stellung einzuräumen, da sie zum einen weniger das Ergebnis, sondern vielmehr das Design der Studie widerspiegeln, und zum anderen noch andere Kapitalformen vorstellbar wären, die in ähnlicher Weise zu prinzipiell vergleichbaren Machtpositionen - insbesondere wenn man Sportler und Künstler miteinander vergleicht - führen können⁹. Stellt man jedoch die drei Kapitalformen in Frage, so muss auch das Konzept der Klassen angezweifelt werden, da sich diese eben aus dem Volumen dieser Kapitalsorten ergeben (soll).

Worin liegt also der Gewinn von Bourdieus Studie und wie müsste man vorgehen, um die gerade angeführten Problematiken in weiteren Studien (oder auch theoretischen Arbeiten) zur Beschreibung der Zusammenhänge von gesellschaftlichen Strukturen und operierenden Menschen zu umgehen? Ein wesentlicher Fortschritt der Studie liegt darin, das von älteren monokausalen Erklärungsmodellen Abstand genommen wird, nach denen die sozialen Existenzformen von Menschen (fast) ausschließlich durch deren Produktionsbedingungen bestimmt sein sollen (vgl. Geißler 2002, S. 111; Weiß 2004, S. 210). Er konnte zeigen, dass verschiedene Kapitalformen nebeneinander existieren und dass trotz eines Defizits hinsichtlich einer dieser Kapitalformen mit einer anderen Kapitalsorte ebenso gesellschaftlicher Einfluss beansprucht werden kann - ja, dass sogar typischerweise verschiedene (Berufs-)Gruppen verstärkt zu einer dieser Kapitalformen tendieren. Damit hat er letztlich gezeigt, dass soziale Lebensbereiche nach verschiedenen Funktionen aufgeteilt sind und dass sich die (Berufs-)Fraktionen auf je bestimmte Funktionen spezialisieren. Außerdem wurden diese unterschiedlichen Funktionen schon anhand einfach zu erhebender, demografischer Indikatoren - wie Einkommen, Bildung und Beruf - ersichtlich.

Die Erkenntnisgrenzen der Bourdieu'schen Studie ergeben sich dadurch, dass eben diese Indikatoren als einzige zur Modellierung von gesellschaftlicher Struktur - und darin eingebettet von Lebensstilen - vorauszusetzen. Entweder müssten Lebensstile mit allen möglichen sozialen Bereichen in Zusammenhang gebracht werden - was insofern problematisch wäre, als es dazu eines Kataloges an sozialen Strukturelementen bedürfte, der den Anspruch auf Vollständigkeit erheben könnte - oder aber es müssten dynamische Erklärungsmodelle entwickelt werden, die den Zusammenhang von Lebensstilen und Kulturgeschmack grundsätzlich darle-

⁹ Auch Bourdieu selbst stellt fest, dass grundsätzlich auch andere Kapitalsorten, wie etwa die physische oder politische, existieren (vgl. Bourdieu 1991, S. 484; Weiß 2004, S. 211f).

gen. Letztere Modelle könnten dann dazu dienen, mit allen denkbaren sozialen Bereichen in Einklang gebracht zu werden - Ansatzpunkt sollten dabei zunächst die Bourdieu'schen Gesellschaftsbereiche bilden, um die von ihm entwickelten Erkenntnisse nicht außer Acht zu lassen.

4. Funktionale Differenzierung

Ein soziologischer Erklärungsansatz, der das Verhältnis zwischen der Sozialstruktur und den Operationen von sich darin befindlichen Menschen erklären will, sollte, um an den Ergebnissen Bourdieus anzuschließen, eine Differenzierung zwischen gesellschaftlichen Bereichen - namentlich hinsichtlich der Ökonomie und der Kultur - enthalten. Weiterhin sollten auch weitere soziale Teilbereiche abbildbar sein, ohne dass dabei der Anspruch auf vollständige Erfassung von Gesellschaft gestellt werden soll; eine solche Theorie müsste das Auftauchen und Verschwinden - bzw. die Zu- und Abnahme von Relevanz - von sozialen Bereichen (potentiell) erklären können, ohne dabei in ihren eigenen theoretischen ‚Grundfesten erschüttert zu werden‘.

Ein entscheidendes Manko soziologischer Klassenansätze ist darin zu sehen, dass eine Klasse nur dann existiert, wenn es (genügend viele) Menschen gibt, die dieser Kategorie angehören. Nur tatsächlich existente Klassen - und sei es der Vergangenheit - können Aufschluss über das Verhältnis zwischen der Lage, in der sich Menschen befinden, und den Aktivitäten, die sie durchführen, geben; nur anhand von (in statistisch repräsentativer Weise vorkommenden) Anhäufungen von Menschen ähnlicher Lage können Modelle entwickelt werden, die den Anspruch stellen können, Ursache-Wirkungs-Prinzipien - und seien sie probabilistischer Art - zwischen Sozialstruktur einerseits und Denk-, Handlungs- und Wahrnehmungsweisen von Menschen andererseits abzubilden (vgl. hierzu Meuser 2003, S. 92f). Jegliche Zusammenhänge, die in weniger repräsentativer Weise auftreten oder aber noch gar nicht aufgetreten sind, obwohl sie - funktional betrachtet - auftreten könnten, müssen in Klassenmodellen unberücksichtigt bleiben; Klassenmodelle unterstellen also nur den Zusammenhängen Relevanz, die auch als Massenphänomen auftreten (bzw. nach Wahl eines entsprechenden Forschungsdesigns aufzutreten scheinen) - eine solche Soziologie kann demnach auch nur auf

dem Status von Ex-Post-Erkenntnissen verharren, (realistische) Prognose hingegen muss ihr verwehrt bleiben.

Wo aber könnte eine soziologische Theorie ansetzen, wenn sie nicht derzeitige Strukturen von Lebenslagen zum Ausgangspunkt nehmen, sondern ihre eigene Dynamik aufrechterhalten wollte? Ein Ansatz, der insbesondere dazu dient, weniger offensichtliche Gesellschaftsformen aufzuspüren, ist die Ethnografie (vgl. Hitzler 2003), allerdings ist auch sie von derzeit existenten Sozialformen abhängig und zudem auch an konkrete empirische Forschungsaktivitäten gebunden, die eine Überprüfung französischer Zustände der 1960er Jahre im 21. Jahrhundert (nahezu) ausschließt. Eine andere Möglichkeit, auf die Annahme existenter Strukturen (vorerst) zu verzichten und dennoch Regeln und Regelmäßigkeiten in den sozialen Aktivitäten von Menschen zu erkennen, liegt darin, die Funktionen selbst zu fokussieren, die den Aktivitäten zugrunde liegen. Die System-, Evolutions- und Kommunikationstheorie Niklas Luhmanns bieten die Möglichkeit, sowohl gesellschaftliche Funktionsbereiche getrennt voneinander zu betrachten als auch Veränderungen in der gesellschaftlichen Konstellation zu beschreiben (vgl. Luhmann 2005g). Er identifiziert u.a. die Ökonomie, die Erziehung und die Kunst als eigenständige Systeme (vgl. Luhmann 1988; 1999; 2002), die jeweils unterschiedlichen Funktionsweisen folgen. Damit nehmen beide Soziologen, deren gegenseitige Beachtung - obwohl sie Zeitgenossen waren - eher marginal ausfiel (vgl. Nassehi/Noll 2004, S. 8), prinzipiell eine ähnliche Einteilung gesellschaftlicher Bereiche vor (vgl. ebd., S. 11); während Luhmann diese Differenzierung jedoch primär fokussiert, spielen sie bei Bourdieu erst in zweiter Instanz - also nach einer segmentären Einteilung in Klassen - eine Rolle (vgl. Kneer 2004, S. 35, 39). Da jedoch im Rahmen der vorliegenden Arbeit nur Mitglieder ein und derselben Bourdieu'schen Klasse fokussiert werden und die Mitglieder dieser Klasse nicht bestrebt zu sein scheinen, diesen Status zu ändern, dürfte Bourdieus Annahme von Unterschieden zwischen Klassen für eine Betrachtung der Funktionen innerhalb selbiger keine (oder nur geringe) problematische Folgen haben.

Im Folgenden soll also versucht werden, die „feinen Unterschiede“ (Bourdieu 1987a) in der herrschenden Klasse Bourdieus mittels der Luhmann'schen funktionalen Differenzierung zu erklären. Konkret bedeutet dies, dass das Verhältnis des Sozialsystems, welches primär Geschmack im Hinblick auf Kulturgüter zum Gegenstand hat - nämlich Kunst -, zu anderen Sozialsystemen - Ökonomie (Abschnitt 4.2) und Erziehung (Abschnitt 4.3) - untersucht wer-

den muss. Daran anschließend soll festgestellt werden, ob ein solches funktionales Konzept in der Lage ist, Geschmack und Lebensstile auch in anderen Gesellschaftsformen, wie der im Frankreich der 1960er Jahre vorherrschenden, zu plausibilisieren (Abschnitt 5). Bevor dies jedoch geschehen kann, bedarf es zunächst der Darlegung einiger theoretischer Grundlagen zur System- und Kommunikationstheorie Luhmanns (Abschnitt 4.1)¹⁰.

4.1 Grundlagen systemischer Kommunikation

Grundlage Luhmanns Theorie der modernen Gesellschaft - welche er nicht als einzelne nationale Gesellschaften, sondern als Weltgesellschaft versteht (vgl. Kneer 2004, S. 30; Luhmann 2005b, S. 82) - ist die funktionale Differenzierung. Er geht also davon aus, dass innerhalb des Sozialsystems diverse Teilsysteme existieren, in deren Kontext jeweils unterschiedliche Funktionen von den Gesellschaftsmitgliedern vollzogen werden können. So können Menschen im Sinne des Wirtschaftssystems finanzrelevante Aktivitäten ausführen, im Sinne des Rechtssystems zwischen Recht und Unrecht unterscheiden und im Sinne des politischen Systems nach Macht streben (vgl. Luhmann 2005g, S. 250). Wichtig ist, dass diese Funktionen¹¹ unabhängig voneinander verlaufen: ökonomisch förderliches Handeln kann aus der Perspektive des Rechtssystems gerecht oder ungerecht sein, ohne dass Personen, die sich in Bezug auf eine zu treffende Entscheidung durch das rechtliche Urteil beeinflussen lassen, sondern eben rein ökonomisch handeln (vgl. ebd., S. 249). Damit geht Luhmann davon aus, dass heute - anders als etwa im europäischen Mittelalter, welches er als religiös dominierte Hochkultur und nicht als moderne Gesellschaft versteht (vgl. Luhmann 1973, S. 27-31) - nicht ein System den anderen Systemen übergeordnet ist; wirtschaftliche Aktivität ist unabhängig von politischer Stellung, politische Macht ist unabhängig von religiöser Sinnsetzung etc. (vgl. Luhmann 2005d, S. 199f). Aufgrund dieser Differenzierung nach Funktionen sind Menschen niemals nur in ein Teilsystem inkludiert, sondern operieren je nach gewünschter

¹⁰ An dieser Stelle soll nicht die Entstehung von Systemen und ihre Selbsterhaltung (Autopoiesis), sondern lediglich ihre Auswirkung in Form von Funktionsangeboten thematisiert werden. Die Existenz von Systemen wird also vorausgesetzt, wobei berücksichtigt werden muss, dass lediglich ein Ausschnitt und nicht der Gesamtbestand aller möglichen Systeme - sofern man einen solchen überhaupt annähme - dargestellt werden kann.

¹¹ Luhmann nimmt nicht für sich in Anspruch, alle Funktionen und gesellschaftlichen Teilsysteme abgebildet zu haben, sondern stellt nur beispielhaft einige vor, die er für besonders markant hält (vgl. Kneer 2004, S. 41); er bemängelt ausdrücklich die Geschlossenheit des AGIL-Schemas von Talcott Parsons (vgl. Luhmann 2005c, S. 218).

Funktion im Sinne verschiedener Teilsysteme; ein Richter unterscheidet zwar von Berufswegen (im Sinne des Rechtssystems) zwischen recht und unrecht, wird jedoch im Supermarkt (im Sinne des Wirtschaftssystems) an der Kasse ökonomisch aktiv, gibt mit seiner Stimme (im Sinne des Politiksystems) bei Wahlen dem einen oder anderen einen Anteil an politischer Macht und erfährt durch seinen Arzt (im Sinne des medizinischen Systems), ob er gesund oder krank ist. So operieren Personen (oder Organisationen) potentiell in jedem gesellschaftlichen Teilsystem, können dort jedoch Rollen von Spezialisten einnehmen - Richter für das Rechtssystem, Priester für das Religionssystem etc. (vgl. ebd., S. 200).

Wichtiges Merkmal (und eigentlicher Ausgangspunkt der Entstehung) eines Systems ist die Verwendung spezifischer systemeigener Kommunikationsmedien. Luhmann geht zunächst davon aus, dass das Gelingen von Kommunikation in einer komplexen Gesellschaft ein höchst unsicheres Unterfangen ist. Erstens muss sich ein sozialer Mensch selbst über einen Sachverhalt - etwa der Frage, ob er ein Objekt haben möchte oder nicht - klar werden und zweitens muss er es einer anderen Person mitteilen - z. B. wenn diese den Anschein erweckt, über dieses Objekt zu verfügen. In einer archaischen Gesellschaft könnten die beiden Personen den Sachverhalt - also die Frage, wer in Zukunft über das begehrte Objekt verfügen darf - direkt miteinander aushandeln. Möglicherweise kämen sie zu einem Schluss, der bei beiden Betroffenen bei ihrem nächsten Zusammentreffen keinen Bedarf an weiterer Regulierung hinsichtlich der Verfügungsgewalt über das Objekt hervorriefe. In komplexen Gesellschaften - wie die moderne Weltgesellschaft - können Sachverhalte nicht immer individuell miteinander ausgehandelt werden, da sich die Betroffenen oftmals gar nicht als unmittelbare Kommunikationspartner wahrnehmen - etwa weil die Verfügungsgewalt über ein Objekt schriftlich von einer Person in einem Testament festgehalten wurde, der man nie begegnet ist, oder weil via Internet ein Geschäft mit Personen abgewickelt wurde, die sich auf der anderen Seite des Globus befinden. Um dennoch auch in komplexen Gesellschaften den Erfolg von Kommunikation zu erhöhen, bedarf es - so Luhmann - „symbolisch generalisierter Kommunikationsmedien“ (Luhmann 2005c, S. 212), die möglichst viele Mitglieder der Gesellschaft verstehen können - nämlich Geld für die Wirtschaft, Macht für die Politik, Wahrheit für die Wissenschaft etc.; auch bei Personen, mit denen man noch nie zusammengetroffen ist, ist die Wahrscheinlichkeit relativ hoch, dass sie bspw. wissen, dass über das Medium Geld wirtschaftliche Geschäfte abgeschlossen werden können (vgl. ebd., S. 229; Luhmann 2005e, S.

295). Dabei ist letztlich nicht von Belang, ob tatsächlich ein Gut käuflich erworben wird oder nicht, da auch das Nicht-Kaufen ein wirtschaftlicher Akt - nur eben ein negierter - ist; Kommunikation im Sinne des Wirtschaftssystems bedeutet also nicht unbedingt, dass für ein Produkt mit dem Medium Geld gezahlt wird, sondern, dass die Frage, des Produkterwerbs (bzw. dessen Nichterwerb) nach den Kriterien des Geldes - nämlich entweder zu zahlen und das Gut zu erlangen oder nicht zu zahlen und auf die Erlangung zu verzichten - gelöst wird und nicht nach anderen Kriterien. So könnte die Aneignung eines Objektes auch durch das Rechtssystem reguliert werden, wenn bspw. jemand durch Deklaration eines juristischen Anrechtes auf dieses Objekt in dessen Besitz kommt - dies wäre dann jedoch keine wirtschaftliche Kommunikation, sondern eben eine rechtliche. Luhmann setzt voraus, dass symbolisch generalisierte Medien eines binären Codes bedürfen, die den Umgang mit ihnen in der komplexen Gesellschaft vereinfachen, um somit einen größtmöglichen Vereinfachungsgrad für die Kommunikationsteilnehmer zu erreichen (Luhmann 2005c, S. 221). Das bedeutet, dass es für jedes Medium einen Ausdruck zur Affirmation und einen zur Negation geben muss, nach denen soziale Belange kommunikativ kategorisiert werden können: wissenschaftliche Aussagen sind entweder wahr oder falsch, ein juristischer Sachverhalt ist entweder rechtmäßig oder unrechtmäßig, Geld wird gezahlt oder nicht gezahlt, Personen haben Macht über etwas oder sie haben die Macht nicht darüber, etc. (vgl. ebd.). Wenn ein binär codiertes Medium in der Gesellschaft zum Einsatz kommt und genügend Anschlussmöglichkeiten für weitere Kommunikation bietet, ohne dass auf ein anderes Medium zurückgegriffen werden muss bzw. ohne dass (intendierte) Kommunikation mit diesem Medium zum Erliegen kommt, kann von einem gesellschaftlichen Teilsystem gesprochen werden¹².

Im Folgenden soll nun versucht werden, das Handeln der verschiedenen Fraktionen aus Bourdieus herrschender Klasse anhand des Einsatzes von funktional differenzierten Kommunikationsmedien nach Luhmann zu erklären, um somit Geschmack (vorerst) von der sozialen Lage zu entkoppeln und stattdessen ‚nur‘ anhand von Funktionen zu verdeutlichen. Damit soll es ermöglicht werden, geschmackliche Ausrichtungen von dem konkreten Fall Frank-

¹² Für Luhmann spielt in diesem Zusammenhang die Selbstreferenz der Operationen und die damit einhergehende Selbsterschaffung (Autopoiesis) des Systems - also die Möglichkeit, systemeigene Mittel zu verwenden, weil sie vorhanden und anschlussfähig sind, und damit die Anschlussfähigkeit selbst zu reproduzieren - eine zentrale Rolle, auf die an dieser Stelle nicht eingegangen werden kann.

reichs in den 1960er Jahren zu lösen und in ein dynamischeres Sozialmodell einzubinden, dass möglichst mit jeder modernen Gesellschaftssituation in Einklang gebracht werden kann.

4.2 Wirtschaft und Kunst

Die Wirtschaft ist ein relativ markantes System, das heutzutage teilweise den Eindruck erweckt, natürlicher - und nicht sozialer - Art zu sein. Diese Einschätzung ist nach Luhmann letztlich nicht gerechtfertigt, weil Wirtschaften über einfaches Befriedigen von natürlichen Bedürfnissen hinausgeht (vgl. Luhmann 2005c, S. 226; 2005h, S. 259). Während es sich bei rudimentären Formen der Bedarfsdeckung um reaktive Funktionen handelt, zielt die Wirtschaft auf Bedürfnisse der Zukunft. So verweist Luhmann darauf, dass es wenig sinnvoll ist, „mehr zu essen, sich mehr zu wärmen, mehr zu erleben“ (Luhmann 2005h, S. 260) als es das derzeitige Verlangen nahe legt, sondern dass durch vorausschauendes Wirtschaften eine Sicherstellung der zukünftigen Bedarfsdeckung angestrebt wird; es geht also letztlich darum, „eine kontingente Zukunft zu vergegenwärtigen und die Gegenwart als Moment der Entscheidung über die Zukunft zu begreifen“ (ebd., S. 266). Anders als bei gegenwärtiger Bedürfnisbefriedigung, bedarf es für die zukunftsgerichtete oftmals eines geeigneten Mediums, das von höherer Haltbarkeit geprägt ist, als das eigentliche Bedarfsgut; so ist es teilweise nicht unbedingt förderlich, einen Vorrat an Nahrungsmitteln für die folgenden Monate oder Jahre anzulegen, nur weil absehbar ist, dass man in der Zeit Hunger zu stillen haben wird. Sieht man von dem Sonderfall extremer Inflation ab, hat Geld die positive Eigenschaft, als Speichermedium zu fungieren, das in geringerem Maße Verfallserscheinungen ausgesetzt ist, als dies oftmals bei den letztendlichen Verbrauchsprodukten der Fall ist. Zudem ist Geld auch einigermaßen neutral; so könnte es sein, dass zwar ein Vorrat an (haltbaren) Nahrungsmitteln und Heizöl für einige Wochen angelegt wurde und die Befriedigung der auftretenden Bedürfnisse (für einen absehbaren Zeitraum) somit sichergestellt zu sein scheint, sich der auftretende Hunger und die Notwendigkeit zu heizen allerdings als geringer entpuppen, als dies erwartet wurde. Tritt in dem veranschlagten Zeitrahmen eine Krankheit auf, die durch den Besitz eines Medikamentes zu lindern wäre, müssten das überschüssige Heizöl oder die Nahrungsmittel gegen dieses Medikament getauscht werden - problematisch würde es, wenn niemand zu dieser Zeit bereit wäre, ein solches Tauschgeschäft einzugehen. Zur Bewältigung

einer potentiell unvorhersehbaren Zukunft ist es also notwendig, über ein möglichst neutrales Medium für künftige Bedürfnisbefriedigung - nämlich Geld - zu verfügen (vgl. ebd., S. 273) und sich in einem sozialen Umfeld zu befinden, in dem dieses Medium zur Anwendung gelangen kann - so ist beispielsweise Geld der falschen Währung an entlegenen Orten der Erde oftmals wenig hilfreich¹³.

Da der Zeitraum der (wahrscheinlich zu erlebenden) Zukunft möglicherweise relativ lang ist und auch die potentiell auftretenden Bedürfnisse nicht begrenzbar zu sein scheinen, ist die Deckung zukünftiger Bedarfe prinzipiell immer von Knappheit bedroht. Befindet man sich erst einmal in einer Gesellschaft, in der ein neutrales und haltbares Medium existiert, das die Befriedigung einer Vielzahl von möglichen Bedürfnissen der Zukunft zu versprechen scheint, kann das Streben nach diesem Medium auch (nahezu) unendliche Ausmaße annehmen (vgl. ebd., S. 260). Dass Geld niemals in ausreichendem Maße vorhanden ist (bzw. dieser Eindruck entsteht), liegt auch daran, dass es ein relatives Handlungsmedium ist. Anders als bspw. das Erlebnismedium der Wissenschaft - Wahrheit - ist der Bestand an Geld begrenzt und unter den Mitgliedern der Gesellschaft verteilt; eine Wahrheit kann von mehreren Personen gleichzeitig erlebt werden, während nicht unendlich viele Personen gleichzeitig über denselben objekthaften Bestand an Geld verfügen können (vgl. ebd., S. 268f). Neben Geld kann auch Besitz - mit der Codierung „Haben und Nichthaben“ (Luhmann 2005c, S. 224) - als Medium der Wirtschaft gelten, da auch dieser sich in Geldwert ausdrücken lassen kann (Luhmann 2005h, S. 270) - bspw. an Versicherungssummen ersichtlich. Für die Transformation von Besitz in Nichtbesitz (und umgekehrt) dienen Märkte, die - so Luhmann - neben Betrieben und Haushalten als Bereiche wirtschaftlicher Aktivität fungieren (vgl. ebd., S. 263, 276).

Wie die Wirtschaft ist auch die Kunst - nach der Systemtheorie - ein prinzipiell autonomes gesellschaftliches Teilsystem mit eigener binärer Codierung, nämlich schön und hässlich (vgl. Luhmann 2005e, S. 283). Kunst bezieht sich auf Werke, denen Schönheit oder Hässlichkeit zugeschrieben werden muss, ohne dass das Objekt selbst diese Charakteristika in sich tragen würde oder sie aus dem Prozess seiner Erstellung hervorgingen; ein für schön emp-

¹³ Luhmann ist in seiner Einschätzung hinsichtlich der Universalität des Mediums Geld relativ optimistisch, da er nicht zwischen Währungen unterscheidet, sondern Geld als einheitliches Medium begreift (vgl. Luhmann 2005h, S. 273). Diese Annahme ist nicht unproblematisch und soll im hiesigen Kontext relativiert werden, da auch Geld selbst wiederum Schwankungen des Marktes unterworfen ist.

fundenes Bild kann also nicht einfach eine Ansammlung schöner Pinselstriche sein, da nicht der einzelne Pinselstrich für sich betrachtet schön ist (bzw. mit der zugeschriebenen Schönheit des Endproduktes in Einklang gebracht werden kann) (vgl. ebd., S. 283, 287f). Damit können Kunstrezipienten nicht einfach die Intention eines Künstlers übernehmen, der den Entstehungsprozess des Werkes miterlebt (hat) und um die vielen Einzelentscheidungen zu dessen Vollendung weiß. Die Wahrnehmung des Endproduktes ist in starkem Maße von dem jeweiligen Kontext des Erlebenden abhängig; selbst derzeitige (von einer breiten Masse an Rezipienten) deklarierte Schönheit kann nicht für die Zukunft garantiert werden. Insbesondere Hässlichkeit wird oftmals nicht direkt zum Ausdruck gebracht, sondern Desinteresse an einem Werk als entsprechender Indikator gebraucht (vgl. ebd., S. 285). Gerade durch die Dimension des Interesses kann Schönheitswahrnehmung im Laufe der Zeit großen Schwankungen unterliegen, da Neuartiges tendenziell mehr Interesse wecken könnte und deshalb bessere Chancen hätte, als schön empfunden zu werden (vgl. ebd., S. 291), als alte Werke. Luhmann stellt also fest, dass Kunst - etwa im Vergleich zur Wirtschaft - „in ihren Systembildungschancen strukturell benachteiligt“ (Luhmann 2005c, S. 226) ist, da sie von kontextabhängigen Wertzuschreibungen der Kunstrezipienten abhängt. Um dennoch Anschlussfähigkeit hinsichtlich künstlerischer Kommunikation (zumindest in einem begrenzten Raum zu einem gegenwärtigen Zeitpunkt) zu gewährleisten, können die Kommunikationsteilnehmer „Neben-Codes“ (vgl. ebd., S. 229) verwenden, die die Unsicherheiten hinsichtlich Schönheit und Hässlichkeit limitieren. Luhmann versteht darunter primär solche Codes, die das System davor bewahren, durch Kommunikationsmedien anderer Systeme ‚okkupiert‘ zu werden (vgl. ebd., S. 230) - bspw. könnte Interesse und Desinteresse als solcher Nebencode für Kunst bezeichnet werden -; allerdings können auch Medien anderer Systeme für die künstlerische Kommunikation dienen, solange nach außen hin immer noch Schönheit bzw. Hässlichkeit als Unterscheidungskriterium deklariert wird. D.h. dass zwar bspw. ökonomische Werthaftigkeit die Einschätzung leitet, ob ein Werk schön ist oder nicht, dass jedoch eben die Schönheit und nicht die Werthaftigkeit kommuniziert wird; in diesem Falle läge eine verdeckte Übersetzung des einen Kommunikationsmediums - nämlich Geld - in das andere - nämlich Schönheit - vor. Diejenigen, denen die Rückübersetzung in das Ausgangsmedium Geld gelingt - die also hinter einem als schön deklarierten Kunstwerk die ökonomische Werthaftigkeit entdecken können -, werden in der kunstsystemischen Aussage, dass ein Werk schön sei, ein anschluss-

fähiges Kommunikationsangebot sehen, während dies Personen, denen die Kompetenz zu einer solchen Übersetzungsleistung fehlt, verwehrt bleiben wird.

Es soll also im Folgenden versucht werden, die Geschmacksvorlieben von Bourdieus herrschender Klasse aus der Perspektive einer funktionsgerichteten Übersetzungskompetenz zwischen den Medien des stark ausdifferenzierten Wirtschaftssystems und des in hohem Maße kontextabhängigen Kunstsystems zu betrachten. Insbesondere der Kauf von Kunstwerken - den Bourdieu vornehmlich den finanzkräftigen Fraktionen zuschreibt - ist eine Aktivität von augenfällig wirtschaftssystemischer Art. Hier wird die Befriedigung des Bedürfnisses, ein Bild (oder ein sonstiges Kunstobjekt) nahezu uneingeschränkt betrachten zu können, für die Zukunft gesichert, indem auf einem entsprechenden Markt - wie etwa einer Kunstgalerie - das Werk von dem Zustand des Nichtbesitzes in den des eigenen Besitzes transformiert wird; anders ausgedrückt wird hier Geld gezahlt und somit das wirtschaftliche Kommunikationsmedium in affirmativer Weise eingesetzt¹⁴. Dabei ist zu beachten, dass auch der Nichtkauf der anderen Werke, die potentiell in der besuchten Galerie erworben werden könnten, ein wirtschaftssystemisches Handeln ist, nur dass hier das Medium Geld in seiner Negation verwendet wird. Anders ist der Besuch eines Museums zu werten, da hier die Werke überhaupt nicht zum Kauf angeboten werden; somit stellt sich auch nicht die Frage, ob für ein Werk gezahlt wird oder nicht. Dennoch ist auch der Besuch des Museums selbst mit wirtschaftssystemischen Aktivitäten verbunden, wenn bspw. Eintritt gezahlt wird; auch hier wird für den Genuss, sich Kunstwerken zuzuwenden, gezahlt. Der Unterschied liegt (neben den Ausmaßen des eingesetzten Geldes) also insbesondere darin, dass im Falle des Kaufes eines Kunstwerkes wirtschafts- und kunstsystemische Kommunikation zusammenfallen muss - es wird für etwas gezahlt, dass schön ist -, während bei einem Museumsbesuch die Betrachtung eines Werkes - und die damit einhergehende kunstsystemische Einschätzung, ob das betrachtete Objekt schön sei oder nicht - vom Wirtschaftssystem unabhängig ist. Diejenigen, die den Kunstcode wirtschaftssystemisch übersetzen, können sich folglich auch eher für die Werke der Künstler begeistern, deren kommerzielle Werthhaftigkeit unhinterfragt ist. Käufer bezah-

¹⁴ Der Besitz von Kunstwerken kann außerdem als wirtschaftlich sinnvolle Vermögensanlage verstanden werden, wenn es sich um Objekte handelt, deren Wert tendenziell immer weiter steigt. Wirtschaftlich bedachte Personen können auch - abgesehen von der Möglichkeit, das Betrachtungsbedürfnis in Zukunft zu befriedigen - hierin ein Speichermedium für wirtschaftliche Aktivitäten sehen, die bspw. nicht den inflationären Schwankungen des Geldmarktes unterworfen sind.

len nämlich nicht nur selbst viel Geld, um ein Werk zu erwerben, sondern sie können es auch anderen (in dieser Weise übersetzungskompetenten) Personen präsentieren, die wissen, dass sie - hypothetisch betrachtet - viel Geld zahlen müssten, wenn sie dieses Werk kaufen wollen würden; der Besitz eines wertvollen Kunstwerkes ist demnach ein ständiges Handeln in wirtschaftssystemischem Sinne, denn das Werk wird erst - in affirmativer Anwendung des Mediums Geld - gekauft und dann ständig - in negierter Anwendung des Mediums Geld - nicht wieder verkauft. In ähnlicher Weise ließe sich auch der Besuch von Kinos und Theatern bewerten. Prinzipiell wird für alle Einrichtungen - seien es Boulevard- oder Avantgardetheater, große oder kleine Schauspielhäuser - Geld bezahlt und damit wirtschaftssystemisch kommuniziert, aber Personen, die zur Bewertung der Belange des Kunstsystems auf das Wirtschaftsmedium zurückgreifen, erkaufen sich durch höhere Preise Kunst, die bessere Chancen hat, schön zu sein.

Was Bourdieu also als ökonomisches Kapital deklariert, das bestimmten Fraktionen der herrschenden Klasse in besonders hohem Maße zur Verfügung stehen soll, kann auch funktional gedeutet werden. Nahezu alle (volljährigen) Personen kommunizieren mit dem Wirtschaftsmedium, allerdings nutzen es auch manche als Instrument, um damit die Unsicherheiten des Kunstcodes zu limitieren, indem sie über Geld (den Anschein von) Schönheit erzeugen bzw. Schönheit durch kommerzielle Werthaftigkeit erkennen. D.h., dass während die einen im ersten Schritt Geld bezahlen, um Zugang zu Kunst zu bekommen, die sie dann im zweiten Schritt, nach den kunstsystemischen Regeln bewerten, fallen diese beiden Schritte für andere Personen zusammen. Dabei müssen letztere nicht unbedingt auf finanziellen Wert, sondern können auf die kunstsystemische Schönheit verweisen, wenn sie diese im Rahmen von Personen deklarieren, die über dieselbe Übersetzungskompetenz - Geld in Schönheit und umgekehrt - verfügen (vgl. dazu Luhmann 2005e, S. 296f; 2005c, S. 228).

4.3 Bildung und Kunst

Als weiteren gesellschaftlichen Teilbereich identifiziert Luhmann das Erziehungssystem, dessen Funktion darin besteht, Personen - namentlich Kinder - bewusst auf soziale Weise zu verändern, um dadurch Handlungsmuster an die nächste Generation zu übergeben (vgl. Luh-

mann 2005f, S. 188f)¹⁵. Um dies zu erreichen wird im Rahmen des Erziehungssystems das Medium Selektion eingesetzt, welches über die Codierungsformen von Lob und Tadel, gute und schlechte Zensuren, Versetzung und Nichtversetzung und schließlich den Erhalt oder Nichterhalt von Abschlüssen einen Teil der Karriere reguliert (vgl. Luhmann 2005a, S. 200-202). Es wird also bei den Heranwachsenden wünschenswertes Verhalten bzw. Handeln positiv und anderes negativ sanktioniert; darüber hinaus lernen sie aber auch, dass nur die Investitionen lohnenswert sind, die sich überhaupt positiv sanktionieren lassen, während sich sanktionsbezüglich neutrales Handeln im Erziehungssystem als Fehlinvestition entpuppt (vgl. ebd., S. 205).

Neben der Fremdselektion durch die Lehrpersonen stehen den Schülern auch Möglichkeiten offen, selbst auf ihre Karriere einzuwirken, indem sie ihre Schullaufbahn abbrechen bzw. nicht fortführen (vgl. ebd., S. 199, 209)¹⁶. Da man sich damit auch dem Selektionscode des Erziehungssystems entzöge, muss die Gesellschaft - so Luhmann - auch für diese Situation kommunizierbare Werte anbieten; dieses Angebot existiert aber nicht im Rahmen des Erziehungscodes - die karrieresteuernde Selektion -, sondern als ein Programm des Erziehungssystems, nämlich die Bildung. Den Unterschied zwischen der Codierung und der Programmierung verdeutlicht Luhmann am Beispiel der Wissenschaft; während für die Wissenschaft die Codierungsformen wahr und unwahr gelten, existieren verschiedene Programme, die dazu dienen (sollen), den Wahrheitswert von Aussagen zu bemessen (vgl. ebd., S. 194). Da im Kontext des Erziehungssystems fast ausschließlich die Programmierung - also Bildung - und nicht die Codierung - also Selektion - thematisiert wird (vgl. ebd., S. 196), scheint in diesem Fall das Programm nahezu ebenso kommunikativ anschlussfähig zu sein, wie der Operationscode (vgl. ebd., S. 209). D.h., dass auch Personen, die Karrieren mit negierten Selektionsformen - also keinen oder niedrigen Abschlüssen - aufweisen, für sich in Anspruch nehmen können, gebildet zu sein, und dass sie möglicherweise darin auch von andern Personen bestätigt werden. Auch wenn Luhmann Bildung nicht als eigenes System begreift¹⁷, nimmt sie

¹⁵ Luhmann fokussiert im Sinne des Erziehungssystems primär Schulen als Stätten der Erziehung; neben Erziehern nennt er auch Sozialisationsagenten, denen er jedoch weniger absichtsvolles Handeln unterstellt (vgl. Luhmann 2005f).

¹⁶ Dazu muss berücksichtigt werden, dass das Schulsystem in Frankreich ein gestuftes Schulsystem ist, bei dem die einzelnen Schulzweige (eher) nacheinander besucht werden.

¹⁷ Ob es möglich wäre, Bildung als ausdifferenziertes, selbstreferentielles und autopoietisches Teilsystem zu verstehen, kann an dieser Stelle nicht geklärt werden. Es kann jedoch angenommen werden, dass über die

hinsichtlich kommunikativer Anschlussfähigkeit eine ähnliche Funktion ein, in deren Rahmen Kommunikationsofferten in den Codierungsformen Wissen und Nichtwissen zur Verfügung gestellt werden können.

Auch die Personen, die Kunst nicht in das wirtschaftliche Medium Geld (bzw. Besitz) übersetzen (können bzw. wollen), müssen sich dem Problem ausgeliefert sehen, dass Schönheit allein nur wenig kommunikative Anschlussfähigkeit bietet. Sie könnten jedoch auch auf Nebencodes zurückgreifen, sofern zum einen Übersetzungsmöglichkeiten in und von Schönheit bestehen und zum anderen Kommunikationspartner zur Verfügung stehen, die auch über diesbezügliche Kompetenzen verfügen. Wie gerade gezeigt, stehen prinzipiell zwei Funktionsebenen des Erziehungssystems zur Verfügung, nämlich Bildung und Selektion. Damit die Schönheit eines Kunstwerkes in Bildung (und umgekehrt) übersetzt werden kann, bedarf es eines (katalogisierbaren) Wissens um Kunst, also bspw. einer Kompetenz im Umgang mit Kunstdogmatik oder Kunstgeschichte. Werke werden dann danach beurteilt, ob sie den ‚Regeln der Kunst‘ entsprechen bzw. ob sie hinsichtlich einer historischen Epoche (bzw. dem jeweiligen Wissen darüber) von besonderem Interesse sind. Da (der Austausch von) Wissen über Kunstwerke nicht an deren objektive Präsenz gebunden ist, müssen die Werke auch nicht erworben werden; wesentlich hilfreicher ist es, eine Vielzahl der Werke als Originale in Museen oder aber in Form von Abbildungen in Kunstbüchern gesehen zu haben, um jedes einzelne Werk in einen historischen oder technischen Kontext zu den anderen Werken stellen zu können.

Die Inszenierung des eigenen Wissens ist prinzipiell ein Instrument, das alle Personen - ganz gleich ob Hochschullehrer oder Unternehmer - benutzen (können bzw. könnten). Als Spezialisten für Selektionsfragen im Erziehungssystem können (Hochschul-)Lehrer allerdings besser einschätzen, welches Wissen von besonderem Wert ist¹⁸. Ähnlich wie bei dem Spiel ‚Stadt-Land-Fluss‘ - bei dem richtige Antworten, die niemand sonst gibt, besonders belohnt werden - kann auch im Erziehungssystem die Präsentation von non-trivialem Sonderwissen zu einer für den Betroffenen positiven Selektion führen, die ihn in den Genuss der höchsten

Codierung von Wissen und Nichtwissen eigenständige, vom selektiven Erziehungssystem unabhängige Funktionen in der modernen Gesellschaft erfüllt werden können.

¹⁸ Zwar wird in Hochschulen auch im Sinne des Wissenschaftssystems kommuniziert, dennoch bleiben sie immer noch Selektionsstätten und erfüllen damit letztlich - im Sinne der Systemtheorie - immer auch Funktionen des Erziehungssystems.

formalen Bildungsformen bringt - welche wiederum (üblicherweise) eine Zugangsvoraussetzung für (Hochschul-)Lehrer darstellen. Auch hier gilt - ähnlich wie schon beim Wirtschaftssystem -, dass trotz des Umstandes, dass Werke dann für schön gehalten werden können, wenn sie dem Schema des Wissens entsprechen bzw. dies bereichern, dennoch weiterhin Schönheit und nicht der Bildungswert deklariert wird.

Für neuere Werke, die (noch) nicht (oder nur schwerlich) in einen Wissenskontext eingebunden werden können, eignen sich die Mechanismen des Erziehungssystems nicht besonders gut; stattdessen kann hier der bereits erwähnte Nebencode von interessant und uninteressant verwendet werden. Folgt man den Beschreibungen Bourdieus, ließe sich eine solche Übersetzungsleistung insbesondere bei den Avantgardekünstlern ausmachen, die zwar auch - wie die Hochschullehrer - auf eine direkte Übersetzung in das Wirtschaftsmedium zu verzichten scheinen, jedoch auch die aus den Selektionsprozessen der Erziehungssysteme gewonnene Bildung zur Bewertung von Schönheit ablehnen.

5. Zusammenfassung und Ausblick

Die Ausführungen sollten gezeigt haben, dass sich der Geschmack der Personen, die Bourdieu untersuchte, nicht nur aus der Position einer Klasse mit einem vornehmlich zur Verfügung stehenden Kapital heraus erklären lassen muss, sondern dass dies Folge funktionaler Übersetzungsleistungen sein kann. Damit muss nicht unbedingt ein vollkommener Widerspruch zu Bourdieu behauptet werden, denn schließlich können auch Funktionskompetenzen zwischen Menschen verschiedener Berufsgruppen bestehen oder sind sogar relativ wahrscheinlich; so ist bspw. anzunehmen, dass Personen, die von Berufs wegen mit dem Medium Geld operieren - also besonders stark in das Wirtschaftssystem inkludiert sind - auch dazu neigen, in anderen, potentiell unsicheren Kommunikationsbereichen eben dieses Medium anzuwenden - ähnliches gilt auch für die Erziehung und Bildung.

Die Vorteile einer funktionalen Betrachtung der Lebensstile liegen zunächst darin, dass keine hierarchische Klassengesellschaft angenommen werden muss, in der Personen über bestimm-

te Geschmackspräferenzen ihre exklusiven Positionen zu wahren suchen¹⁹. Nach dieser Vorstellung würden nämlich Belange der Kunst über Funktionen der Bildung oder Ökonomie schließlich zu Positionen der Macht führen; die gesellschaftlichen Teilbereiche wären also in einer klaren Relevanzhierarchie von Mittel, Funktion und Ziel angeordnet. Die Luhmann'sche Annahme einer funktional differenzierten Gesellschaft legt hingegen ein anderes Bild nahe, nachdem die betreffenden Gesellschaftsbereiche zunächst gleichberechtigt nebeneinander stehen. Die Kunst ist in der Systemtheorie nicht einfach nur ein Hilffsystem zur Machtwahrung, sondern ein eigenständiger Funktionsbereich, der jedoch - weil in seiner kommunikativen Anschlussfähigkeit gefährdet - auf andere Funktionen zurückgreifen kann. Dass Personen, die hinsichtlich bestimmter Systeme Spezialrollen einnehmen - etwa Unternehmer für das Wirtschaftssystem oder Hochschullehrer für das Erziehungssystem - dazu neigen, Belange eines anschlussgefährdeten Teilsystems mit dem Medium zu kommunizieren, in das sie in besonders starkem Maße inkludiert sind, sollte nicht allzu verwunderlich sein.

Weiterhin liegt der Vorteil einer funktionalen Betrachtung darin, dass Kunst oder Lebensstile allgemein auch auf Übersetzungsmöglichkeiten in Medien anderer Systeme hin untersucht werden können. In diesem Sinne wäre bspw. zu überlegen, inwiefern im Nationalsozialismus evtl. politische Deutungen von Kunst zum Tragen kamen, wenn man etwa Wagner, Speer und Riefenstahl verehrte und ‚entartete Kunst‘ oder ‚Negerjazz‘ ablehnte. In ähnlicher Weise könnten die Verbote von Swastika und Wessel-Lied möglicherweise als juristische oder aber Bilderverbote im Islam, dem (strengen) Protestantismus oder bei Savonarola als religiöse Kunstdeutungen gelten. Mit einer systemisch funktionsgerichteten Analyse des Geschmacks ließen sich also auch Gesellschaften, in denen keine Klassen und Kapitalsorten (mehr) ausfindig gemacht werden können, bzw. Personengruppen, die nicht groß genug sind, um statistisch als Klasse (oder Schicht oder Milieu) erfasst zu werden, untersuchen (bzw. deren Handlungsweisen erklären).

¹⁹ Der Vergleich zwischen den älteren Unternehmern und ihrem Nachwuchs legt sogar eher nahe, dass ein Geschmack hinsichtlich der Lebensstile eben nicht geeignet ist, Klassenpositionen zu vererben, sondern dass hier vornehmlich objekthaft wirtschaftliche Vererbungsprozesse stattfinden. Bourdieus Aussage hinsichtlich des Handelns der neuen Manager, „Sie innovieren, um wirksamer zu konservieren“ (Bourdieu 1987a, S. 495), wirkt wie ein eher etwas hilfloser Versuch, den offensichtlichen Wandel zwischen den Geschmackspräferenzen der unterschiedlichen Generationen zu erklären. Würde jede Generation für sich selbst Innovationen konservieren, könnte keine geschmackliche Konstanz einer Gesellschaftsgruppe über mehrere Generationen erreicht werden.

Des Weiteren wäre zu überlegen (bzw. zu untersuchen), inwiefern auch andere wenig systemisch ausdifferenzierte Lebensbereiche - wie etwa Sport - mit den übrigen Teilsystemen zusammenhängen; während der Wettkampf bspw. auf Sieg und Niederlage hin ausgerichtet ist, könnten Fun-Sportarten oder Reiten auch möglicherweise der Deutung durch andere Systeme bedürfen - Gesundheit, soziale Anerkennung, etc.. Darüber hinaus bleibt unklar, ob etwa Kunst und Sport untereinander in relevanter Beziehung stehen. Eine Klassentheorie, die jedoch von vorneherein ihre Kapitalsorten (durch ihr Forschungsdesign) festlegt, wird solche funktionalen Relationen jedoch nicht (oder nur schwerlich) erklären können.

Aus diesem Grunde soll an dieser Stelle für die Zukunft ein Verfahren präferiert werden, bei dem gesellschaftliche Teilbereiche als prinzipiell gleichwertige Ebenen angenommen werden. Ein solches Vorgehen wird etwa in Inklusionsstudien angewandt, in denen der Grad der Partizipation von Personen in verschiedene Teilsysteme untersucht wird und erst danach typische Inklusionsprofile ausfindig gemacht werden (vgl. dazu bspw. Burzan et al. 2005). Dadurch wird es ermöglicht, Zusammenhänge zwischen Funktionsbereichen aufzudecken, die mit vorstrukturierten Klassen- und Kapitalmodellen im Verborgenen bleiben müssten.

Referenzen

- Berger, Peter L./Luckmann, Thomas: Die gesellschaftliche Konstruktion der Wirklichkeit. Eine Theorie der Wissenssoziologie. 19. Auflage. Frankfurt a. M.: Suhrkamp 2003.
- Bourdieu, Pierre: Die feinen Unterschiede. Kritik der gesellschaftlichen Urteilskraft. Frankfurt a. M.: Suhrkamp 1987a (= Suhrkamp Taschenbuch Wissenschaft; Bd. 658).
- Bourdieu, Pierre: Sozialer Sinn. Kritik der theoretischen Vernunft. Frankfurt a. M.: Suhrkamp 1987b.
- Bourdieu, Pierre: Politisches Feld und symbolische Macht. Gespräch mit Pierre Bourdieu. in: Berliner Jahrbuch Soziologie 4 (1991), S. 483-488.
- Burzan, Nicole/Lökenhoff, Brigitta/Schimank, Uwe/Schöneck, Nadine: Inklusionsprofile. Eine differenzierungstheoretische Sozialstrukturanalyse Deutschlands. Fernstudienkurs 03620. FernUniversität in Hagen 2005.
- Engels, Friedrich: Die Lage der arbeitenden Klasse in England. Nach eigener Anschauung und authentischen Quellen. 2. Auflage. Hannover: Dietz 1965 (= Sozialistische Klassiker in Neudrucken).
- Geißler, Rainer: Die Sozialstruktur Deutschlands. Die gesellschaftliche Entwicklung vor und nach der Vereinigung. 3., grundlegend überarbeitete Auflage. Wiesbaden: Westdeutscher Verlag 2002.
- Hitzler, Ronald: Ethnografie. in: Bohnsack, Ralf/Marotzki, Winfried/Meuser, Michael (Hrsg.): Hauptbegriffe Qualitativer Sozialforschung. Ein Wörterbuch. Opladen: Leske + Budrich 2003 (= UTB; Bd. 8226), S. 48-51.
- Kneer, Georg: Differenzierung bei Luhmann und Bourdieu. Ein Theorievergleich. in: Nassehi, Armin/Nollmann, Gerd: Bourdieu und Luhmann. Ein Theorievergleich. Frankfurt a. M.: Suhrkamp 2004 (= Suhrkamp Taschenbuch Wissenschaft; Bd. 1696), S. 25-56.
- Luhmann, Niklas: Formen des Helfens im Wandel gesellschaftlicher Bedingungen. In: Otto, Hans-Uwe/Schneider, Siegfried (Hrsg.): Gesellschaftliche Perspektiven der Sozialarbeit. Bd. 1. Neuwied/Kriftel/Berlin: Luchterhand 1973, S. 21-43.
- Luhmann, Niklas: Die Wirtschaft der Gesellschaft. Frankfurt a. M.: Suhrkamp 1988.
- Luhmann, Niklas: Die Kunst der Gesellschaft. 3. Auflage. Frankfurt a. M.: Suhrkamp 1999 (= Suhrkamp Taschenbuch Wissenschaft; Bd. 1303).
- Luhmann, Niklas: Das Erziehungssystem der Gesellschaft. Frankfurt a. M.: Suhrkamp 2002 (= Suhrkamp Taschenbuch Wissenschaft; Bd. 1593).
- Luhmann, Niklas: Codierung und Programmierung. Bildung und Selektion im Erziehungssystem. in: ders.: Soziologische Aufklärung 4. Beiträge zur funktionalen Differenzierung der Gesellschaft. 3. Auflage. Wiesbaden: VS 2005a, S. 193-213.
- Luhmann, Niklas: Die Weltgesellschaft. in: ders.: Soziologische Aufklärung 2. Aufsätze zur Theorie der Gesellschaft. 5. Auflage. Wiesbaden: VS 2005b, S. 63-88.

- Luhmann, Niklas: Einführende Bemerkungen zu einer Theorie symbolisch generalisierter Kommunikationsmedien. in: ders.: Soziologische Aufklärung 2. Aufsätze zur Theorie der Gesellschaft. 5. Auflage. Wiesbaden: VS 2005c, S. 212-240.
- Luhmann, Niklas: Evolution und Geschichte. in: ders.: Soziologische Aufklärung 2. Aufsätze zur Theorie der Gesellschaft. 5. Auflage. Wiesbaden: VS 2005d, S. 187-211.
- Luhmann, Niklas: Ist Kunst codierbar? in: ders.: Soziologische Aufklärung 3. Soziales System, Gesellschaft, Organisation. 4. Auflage. Wiesbaden: VS 2005e, S. 280-305.
- Luhmann, Niklas: Sozialisation und Erziehung. in: ders.: Soziologische Aufklärung 4. Beiträge zur funktionalen Differenzierung der Gesellschaft. 3. Auflage. Wiesbaden: VS 2005f, S. 183-192.
- Luhmann, Niklas: Systemtheorie, Evolutionstheorie und Kommunikationstheorie. in: ders.: Soziologische Aufklärung 2. Aufsätze zur Theorie der Gesellschaft. 5. Auflage. Wiesbaden: VS 2005g, S. 241-254.
- Luhmann, Niklas: Wirtschaft als soziales System. in: ders.: Soziologische Aufklärung 1. Aufsätze zur Theorie der sozialer Systeme. 7. Auflage. Wiesbaden: VS 2005h, S. 256-290.
- Marx, Karl: Das Kapital. Kritik der politischen Ökonomie. Volksausgabe. Band 1. Der Produktionsprozeß des Kapitals. Berlin: Dietz 1947.
- Marx, Karl: Der 18. Brumaire des Louis Bonaparte. Frankfurt a. M.: Insel 1965 (= Sammlung Insel; Bd. 9).
- Meuser, Michael: Interpretatives Paradigma. in: Bohnsack, Ralf/Marotzki, Winfried/Meuser, Michael (Hrsg.): Hauptbegriffe Qualitativer Sozialforschung. Ein Wörterbuch. Opladen: Leske + Budrich 2003 (= UTB; Bd. 8226), S. 92-94.
- Ministère des Affaires étrangères et européennes (Hrsg.): Die französische Wirtschaft. Strukturelle Grundlagen.
http://www.diplomatie.gouv.fr/de/frankreich_3/frankreich-entdecken_244/portrat-frankreichs_247/die-wirtschaft_256/die-franzosische-wirtschaft-strukturelle-grundlagen_85.html [Stand: 04.09.2007].
- Nassehi, Armin/Nollmann, Gerd: Einleitung: Wozu ein Theorievergleich? in: dies. (Hrsg.): Bourdieu und Luhmann. Ein Theorievergleich. Frankfurt a. M.: Suhrkamp 2004 (= Suhrkamp Taschenbuch Wissenschaft; Bd. 1696), S. 7-22.
- Weiß, Anja: Unterschiede, die einen Unterschied machen. Klassenlagen in den Theorien von Pierre Bourdieu und Niklas Luhmann. in: Nassehi, Armin/Nollmann, Gerd: Bourdieu und Luhmann. Ein Theorievergleich. Frankfurt a. M.: Suhrkamp 2004 (= Suhrkamp Taschenbuch Wissenschaft; Bd. 1696), S. 208-232.
- Wigger, Lothar: Habitus und Bildung. Einige Überlegungen zum Zusammenhang von Habitus transformationen und Bildungsprozessen. in: Friebertshäuser, Barbara/Rieger-Ladich, Markus/Wigger, Lothar (Hrsg.): Reflexive Erziehungswissenschaft. Forschungsperspektiven im Anschluss an Pierre Bourdieu. Wiesbaden: VS 2006, S. 101-118.